

Januar

No. 1

1897

Ein Wort über den Zusammenhang von Theorie und Praxis in der sozialen Frage!

Von

Paul Kampffmeyer

(Friedrichshagen.)

Heisst es nicht in unserem Zeitalter, wo die innige Lebensgemeinschaft zwischen Theorie und Praxis die glorreichsten Entdeckungen gezeitigt hat, Wasser in den Rhein tragen, wenn man die Nothwendigkeit des Zusammenhangs von Theorie und Praxis noch besonders auseinandersetzen will? Bedarf es denn da der Worte noch, wo die Thaten mit tausend Zungen selbst reden? Und dennoch giebt es auf dem Gebiete der Politik, also auf einem so breiten, so naheliegenden Thätigkeitsfelde, immer noch zahlreiche sogenannte „Praktiker“, denen dieser nothwendige Zusammenhang noch nicht einmal aufgedämmert ist.

Schon ein Blick auf unsere Parteiverhältnisse lässt uns die Gruppe, den Stamm von Realpolitikern erkennen, die sich als geschworene Feinde jeder grauen Theorie geriren und ihre Entscheidungen von Fall zu Fall treffen. Und dennoch braucht man das Senkblei der Forschung nicht gerade sehr tief herabzulassen, um sofort auf die Thatsache zu stossen, dass eine jede weit und tief greifende soziale Praxis eine feste theoretische Unterlage hat.

Unsere deutsche Arbeiterklasse, die doch fürwahr hart genug mit der Nase in das nüchterne Wirthschaftsleben gestossen wird, hat ein politisch-soziales Programm, aus dem sich greifbar die Grundzüge einer wohl ausgebauten Theorie hervorheben.

An der Wiege des Programms, das bei jeder kleinen Wahl den Massen in die Hand gedrückt wird, steht eine eigenartige philosophische Weltanschauung.

Das Erfurter Programm setzt mit einer lebendigen Schilderung der historischen Verhältnisse ein, die das Proletariat um das Banner des revolutionären Sozialismus vereinigten, und sucht die grosse heranbrechende Weltenwende als eine geschichtliche Nothwendigkeit darzuthun. Es tritt in seinen Hauptsätzen in den schärfsten Widerspruch zu einer wundergläubigen theologischen Weltanschauung, denn überall werden die Geschichtsvorgänge als streng nothwendig, als durch ökonomische Faktoren bedingt, dargestellt. Hieraus ersieht man sofort, dass der Parteimann nur auf der Oberfläche dahintastet, der das Bekenntniss des Erfurter Programms

von einer Stellungnahme zu den wichtigsten religiösen und philosophischen Fragen loslöst. Hier erzwingt ebenfalls die Theorie eine bestimmte Praxis, ein festes Verhalten gegenüber den Lehren und Glaubensvorstellungen gewisser kirchlicher Richtungen.

In dem Programme prägt sich ferner deutlich die dialektische Anschauungsweise von Marx und Engels aus. Nach dieser bewegt sich die ganze Weltentwicklung in Gegensätzen. Die Gegensätze ringen mit einander — ein Prozess, welcher der Menschheit blutige Wunden schlägt — sie spitzen sich zu und heben sich auf dem höchsten Punkte der Zuspitzung selbst auf.

Marx sagt einmal im „Kapital“: „Die Entwicklung der Widersprüche einer geschichtlichen Produktionsform ist jedoch der einzige geschichtliche Weg ihrer Auflösung und Neugestaltung.“

Diese Grundvorstellung von den ökonomischen Umwälzungsprozessen der Geschichte führt Marx konsequent in seinem epochemachenden Hauptwerk durch. Er weist z. B. auf den tiefen Gegensatz hin, der zwischen der Ordnung innerhalb der Werkstatt und der „Anarchie der kapitalistischen Produktion im Grossen und Ganzen“ existiert. Dieser sich stetig steigernde Gegensatz endigt mit seiner Selbstaflösung, mit der gesellschaftlichen Ordnung der Produktionsweise.

Die Zerspaltung der kapitalistischen Form der heutigen Produktion wird besonders durch die Vernichtung des Kleinbetriebes und der Hausindustrie beschleunigt. Damit schwinden die letzten Zufluchtsstätten der „Ueberzähligen“ und mit ihnen das bisherige Sicherheitsventil des ganzen Gesellschaftsmechanismus. „Mit den materiellen Bedingungen und der gesellschaftlichen Kombination des Produktionsprozesses reift sie die Widersprüche und Antagonismen seiner kapitalistischen Form, daher gleichzeitig die Bildungselemente einer neuen und die Umwälzungsmomente der alten Gesellschaft.“

Die Steigerung des Elends, des Drucks und der Knechtschaft der enteigneten Masse ist ein nothwendiger Durchgangspunkt zur sozialistischen Gesellschaftsordnung. Das auf die Spitze getriebene Elend erzeugt seinen äussersten Gegensatz, die Empörung gegen das Elend, die endgültige Aufhebung desselben.

Im Erfurter Programme lebt nun die dialektische Anschauungsweise von Marx und Engels noch vollkräftig fort. Hier wird die ständige Zunahme des Elends, der Knechtschaft, der Ausbeutung mit den lebhaftesten Farben gemalt. Wir schauen auf ein uferloses Meer der Noth und der Drangsale, aus ihm scheint es kein Entrinnen zu geben, da seine Wellen noch das letzte rettende Land verschlingen werden.

Jene Vorstellungen von dem Entwicklungsprozesse einer bestimmten Wirtschaftsordnung müssen nun direkt auf die Taktik der Klassen zurückwirken, welche begeisterte Anhänger oder erbitterte Feinde jener Ordnung sind. Man blickt hier sofort auf das innige, die Theorie und Praxis der sozialen Frage verknüpfende Band.

Erzeugt z. B. erst eine bestimmte Zuspitzung des Elends seine Ueberwindung, so hat die unterdrückte Klasse kein Interesse an der Linderung der sozialen Noth. Im Gegentheil, da jede Zunahme der

wirtschaftlichen Verknechtung den Sozialismus einen Schritt näher führt, so muss die Arbeiterklasse mit Energie jede das Elend abmildernde Reformgesetzgebung zu bremsen suchen.

Das Erfurter Programm lässt bezeichnender Weise herzlich wenig Raum für eine ausserstaatliche sozialökonomische Thätigkeit der Arbeiterklasse. Seine positiven Forderungen richten sich fast alle an den Staat, sie haben durchweg einen politischen Charakter. Die ökonomischen Kämpfe der Arbeiterklasse, die Genossenschafts- und Gewerkschaftsbewegungen etc., werden kaum erwähnt. Wir erinnern uns nur an einen Passus im Erfurter Programm, in dem leicht einmal die ökonomischen Kämpfe der Arbeiter gestreift werden. Da heisst es z. B. „Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist nothwendiger Weise ein politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann ihre ökonomischen Kämpfe nicht führen und ihre ökonomische Organisation nicht entwickeln ohne politische Rechte . . .“

Dieser Satz ist von einer erschreckenden Magerkeit in Bezug auf die ökonomischen Kämpfe der Arbeiterklasse; er schränkt diese sogar noch in ganz ungerechtfertigter Weise ein, indem er sie auf das Engste an die politischen Rechte kettet.

Thatsächlich hat die englische Arbeiterklasse Jahrzehnte lang ohne Koalitionsrechte, ohne politische Rechte, ihre ökonomischen Kämpfe geführt. Noch neuerdings erlebte die Welt das seltsame Schauspiel grosser ökonomischer Kämpfe von Seiten einer politisch rechtlosen Arbeiterklasse und zwar in dem despotischen heiligen Russland. Ferner braucht der Kampf gegen die kapitalistische Ausbeutung nicht nothwendig ein politischer zu sein. In der grossen Achtstundenbewegung machte die amerikanische Arbeiterklasse durch Verweigerung der Arbeit Front gegen die kapitalistische Ausbeutung. Wir leiten ferner bei diesem Punkte die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Thatsache hin, dass sich die Arbeiterparteien anderer Länder schon ernstlich mit der Frage des Generalstreiks beschäftigt haben und zwar mit dem ausgesprochenen Gedanken, die wirtschaftliche Ausbeutung der Kapitalisten damit an der Wurzel zu treffen. Also — und das sollten unsere Ausführungen nur beweisen — es können ökonomische Kämpfe ohne politische Rechte geführt werden — und Kämpfe gegen die kapitalistische Ausbeutung nehmen nicht nothwendig eine politische Gestalt an.

Uns will es nun so scheinen, als hätten die Grundvorstellungen der dialektischen Geschichtsauffassung sehr einschränkend auf die Abmessung des ökonomischen Thätigkeitsfeldes für die Arbeiterklasse gewirkt.

Sieht man die Verelendung, die Ausbeutung der Massen als nothwendiges Erforderniss ihrer Emanzipation an, so muss man, das führten wir schon vorher aus, die Hand fern von allen praktischen, ausserstaatlichen Reformarbeiten halten. Im Interesse ihrer Taktik muss daher die Arbeiterklasse klare Theorien über die Entwicklungsphasen der bürgerlichen Gesellschaft gewinnen. Sie muss die Grundfragen endlich einmal entscheiden:

Dient die Zuspitzung der wirtschaftlichen Gegensätze durch die Aufrüttelung der Massen immer als Hebel der sozialen Bewegung? Kann das Elend nicht auf einen gewissen Punkt steigen, wo es nicht mehr

revolutionär, sondern direkt reaktionär wirkt, wo es die gänzliche Degeneration der Arbeiterklasse herbeiführen kann?

Nach unserer Ansicht hat das Erfurter Programm bestimmte gegensätzliche Tendenzen unserer Wirtschaftsordnung viel zu sehr verallgemeinert. Wir glauben nicht, dass die Arbeiterklasse seit der Revolution von 1848 in ihrer ganzen Lage tief herabgedrückt ist. Ja, wir können als klassische Zeugen für die wunderbare Regeneration der englischen Arbeiterklasse nach 1848 sogar die gewiss unverdächtigen Zeugen Marx und Engels anführen.

Wer erinnert sich nicht der wahrhaft höllischen Zustände des Proletariats, die Fr. Engels in der „Lage der arbeitenden Klasse Englands“ so ergreifend dargestellt hat! Damit vergleiche man folgende Stelle im Marx'schen Kapital, welche die Erstarkung der Arbeiterklasse so beredt schildert.

„Ueber ihre ursprüngliche Sphäre griff die Fabrikgesetzgebung“, so schreibt Marx, „zuerst hinaus durch den „Printworks' Akt“ (Gesetz über Kattundruckereien u. s. w.) von 1845“. Die Unlust, womit das Kapital diese neue „Extravaganz“ zuließ, spricht aus jeder Zeile des Akts! Er beschränkt den Arbeitstag für Kinder von 8—13 Jahren und für Frauenzimmer auf 16 Stunden, zwischen 6 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends, ohne irgend eine gesetzliche Pause für Mahlzeiten. Er erlaubt männliche Arbeiter über 13 Jahre Tag und Nacht hindurch beliebig abzuarbeiten. Er ist ein parlamentarischer Abort!

Dennoch hatte das Prinzip gesiegt mit einem Siege in den grossen Industriezweigen, welche das eigenste Geschöpf der modernen Produktionsweise sind. Ihre wundervolle Entwicklung von 1853—1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge. Die Fabrikanten selbst, denen die gesetzliche Schranke und Regel des Arbeitstages durch halbhundertjährigen Bürgerkrieg Schritt für Schritt abgetrotzt, wiesen prahlend auf den Kontrast mit den noch „freien“ Explosionsgebieten hin. Die Pharisäer der politischen Oekonomie proklamirten nun die Einsicht in die Nothwendigkeit eines gesetzlich geregelten Arbeitstages als charakteristische Neuerrungenschaft ihrer „Wissenschaft“. Man versteht leicht, dass, nachdem sich die Fabrikmagnaten in das Unvermeidliche gefügt und mit ihm ausgesöhnt, die Widerstandskraft des Kapitals graduell abnahm, während zugleich die Angriffskraft der Arbeiterklasse wuchs mit der Zahl ihrer Verbündeten in den nicht unmittelbar interessirten Gesellschaftsschichten. Daher vergleichungsweise rascher Fortschritt seit 1860.“

Diese Stelle ist in mancher Hinsicht interessant. Sie zeigt erstens, dass in einem bestimmten Zeitabschnitte die Lage der Arbeiterklasse keineswegs herabgegangen, sondern bedeutend gestiegen ist. Marx spricht von einer moralischen und physischen Wiedergeburt der Arbeiterklasse, während der Jahre von 1853 bis 1860, er hebt ferner hervor, dass die Angriffskraft der Arbeiterklasse seit 1853 beträchtlich gewachsen ist. Derartige Thatsachen müssen erfrischend wie ein Gewitter auf die pessimistischen Anschauungen von der wachsenden Verelendung und Verknechtung der Arbeitermassen wirken.

Einen sehr bedenklichen Einfluss äussert allerdings die Reservearmee auf die Lage der arbeitenden Klasse. Aber bisher hat man noch wenig

brauchbares Material über den Umfang dieser Armee und über ihren Druck auf die Löhne der beschäftigten Arbeiter zusammengetragen. Hier eröffnet sich ein weites Gebiet für die wichtigsten sozialpolitischen Untersuchungen. Die Gestalt bestimmter Reformpläne hängt in letzter Hinsicht von einer richtigen Werthung der Reservearmee und ihres Einflusses ab.

Die Zunahme des Proletariats in den letzten Jahrzehnten scheint uns eine unumstößliche Thatsache zu sein; jedoch braucht sich dieser Proletarisierungsprozess durchaus noch nicht als ein Verelendungsprozess darzustellen. Manche Besitzer erbärmlicher, verschuldeter Zwergwirthschaften erhielten in den Grossstädten als organisirte Proletarier eine breitere Existenzgrundlage, als sie früher auf dem platten Lande hatten. Das Gleiche lässt sich vielleicht von zahlreichen Hausindustriellen und Kleinmeistern nachweisen.

Ganz augenfällige Verbesserungen traten in der Lage der Tagelöhner ein, die in die modernen Fabrikstädte strömten. Nicht unberücksichtigt darf ferner die Thätigkeit der Gewerkschaften auf die Steigerung der Löhne bleiben. Dann sprechen günstige wirthschaftliche Konjunkturen ein gewichtiges Wort bei der Gestaltung der Lebensverhältnisse des Proletariats mit. Kurz, zahlreiche ökonomische Momente müssen beachtet werden, wenn man sich zu einer Nachprüfung der dem Erfurter Programm zu Grunde liegenden Theorien anschickt.

Nach unserer Ansicht ist jetzt die Theorie der Arbeiterfrage auf einen Punkt gelangt, wo sie wieder des frischen Lebensblutes der Erfahrung, der Praxis, bedarf. Ist dann die Theorie auf eine feste, granitne Grundlage gestellt, so fördert sie mächtig die Einheitlichkeit der proletarischen Taktik, denn jede durchgreifende sozialökonomische Theorie wirkt auf die Praxis der sozialen Frage ein. Mit der Theorie von der Entwicklung der ökonomischen Kämpfe steht in engstem Zusammenhang die Werthschätzung der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung.

Ueber die Tendenz der politischen Kämpfe scheint in dem Erfurter Programm vollständige Klarheit zu walten. Sie werden als die eigentlichen Klassenkämpfe definirt, die mehr und mehr an Heftigkeit und Erbitterung gewinnen. Damit stehen allerdings die vielen Forderungen des Programms an den Staat in Widerspruch.

Wir können uns sehr gut vorstellen, dass sich eine soziale Partei bildet, die von der Nothwendigkeit einer Zuspitzung der gesellschaftlichen Gegensätze ausgeht und konsequent jede Reformarbeit negirt. Hält diese Partei ferner an der Lehre fest, dass der Staat ein Herrschaftsinstrument der herrschenden Klasse ist, und dass er sich deshalb mit Verschärfung der Klassengegensätze immer rücksichtsloser und brutaler gegen die unterdrückte Klasse selbst wendet, so wird sie vielleicht in der Praxis jeder Beteiligung an staatlichen Aktionen den Rücken kehren. Denn wahrlich mit dem wachsenden Druck wirthschaftlicher und politischer Knechtschaft können doch nimmer segensreiche staatliche Reformen aufspriessen! Wir haben hier einige theoretische Grundgedanken auf das Papier geworfen, von denen die Taktik der sogenannten „unabhängigen Sozialisten“ geleitet wurde. Der Staat ist ein Werkzeug der herrschenden Klasse, dass durch die ökonomischen und politischen Kämpfe immer schärfer geschliffen und deshalb immer gefährlicher für die proletarischen Gesellschaftsschichten wird.

Daher Verwerfung der Wahlkämpfe und prinzipielle Bekämpfung jeder parlamentarischen Thätigkeit, theoretische und praktische Negation des Staates.

Anders, wenn man die Entwicklung als einen friedlichen organischen Prozess betrachtet, der mehr und mehr alle rohen und brutalen Seiten von sich wirft. Auf diesem Boden scheint uns der Abgeordnete von Vollmar und sein Anhang zu stehen.

Vollmar sagt einmal in seiner bekannten Rede „Ueber die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie“: „Bisweilen hat es ja wohl grosse Krisen gegeben, wo die Geschichte einen Sprung machte oder zu machen schien. Im Allgemeinen aber findet ein langsames, organisches Entwickeln statt. Wie die natürlichen Verhältnisse nicht in ruckweisen, plötzlich und unvermittelt einander folgenden Umwälzungen sich entwickeln, so lösen die gesellschaftlichen Ordnungen einander nicht als abgeschlossene unvermittelte Einheiten ab. Es gibt auch hier so wenig ein künstliches Machen als ein plötzliches Abreissen und Wiederbeginnen, sondern das Alte wächst allmählig, viel zu langsam für den hochfliegenden Sinn, aber sicher in das Neue hinein.“

Die Gedankenrichtung, dass die politischen Kämpfe der Zeit nicht eine wachsende Verschärfung, sondern eine verschiedene Abmilderung erfahren haben, scheint uns der Abgeordnete von Vollmar konsequent zu vertreten. Seine vorher zitierte Rede vom 1. Juni 1891 ist von einer hoffnungsvollen Frühlingsstimmung getragen, die überall die harte Eiskruste, unter der die reichsten Sprossen der Entwicklung schlummerten, geborsten sieht. Das Morgenroth einer neuen sozialreformatischen Aera zeigt sich ihm an dem politischen Himmel, seitdem das Sozialistengesetz gefallen und ein internationaler Arbeiterschutz von Seiten der Regierung mit kräftigen Trompetenstössen verkündet ist. Von besonderer Wichtigkeit erscheint es Vollmar, „dass man sich überhaupt einmal auf die Bahn der Arbeiterschutzgesetzgebung begeben hat, auf der man durch die Logik der Thatsachen, trotz allen Widerstrebens, immer weiter getrieben werden wird. Der Unterschied gegen früher drückt sich vor allem durch die Thatsache aus: dass wir heute im wesentlichen auf das gemeine Recht, den Boden des formal gleichen Rechts gestellt sind und die Möglichkeit haben, einen gewissen Einfluss auf die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten auf gesetzlichem Wege zu üben.“

Ebnet sich der Weg der politischen Entwicklung und weicht von ihm das hindernde spitzige Dornestrüpp, so findet die Partei einen immer ausgedehnteren Boden für eine schöpferische Realpolitik. Mit einem Staat, der seine Ecken und Kanten gegenüber der rüstig vordringenden Arbeiterklasse abschleift, kann das Proletariat eine ganze Strecke weit gehen. Vollmar, der nicht an eine rapid zunehmende Gluth, sondern an eine stufenweise Abkühlung der politischen Gegensätze glaubt, vermeint daher, die Bahn der Verhandlung mit dem heutigen Staate wandeln zu können. In diesem seinem Vorgehen liegt durchaus Logik.

Nun kann man vielleicht einwenden, die damaligen Zeitumstände berechtigten den Abgeordneten von Vollmar nicht zu seinem rosenrothen optimistischen Standpunkte, aber damit hat man die ganze Entwicklungsfrage viel zu sehr zeitlich umgrenzt, sie auf das engste an eine momentane, vorübergehende Situation geknüpft. Nein, nicht so leicht entschlüpft man

dieser gewichtigen Frage, sie reicht weit über die augenblickliche Gegenwart in die Zukunft hinein. Sie ist eine dauernde geschichtsphilosophische Frage, eine Frage, nach der Form und Gestalt der nothwendigen Entwicklungskämpfe. Sie ist nicht auf unser enges Vaterland beschränkt, sondern sie erstreckt sich auf ein ausgedehntes internationales Gebiet. Die Erfahrungen der grossen Kulturländer Englands, Frankreichs, Amerikas müssen zu ihrer Beantwortung herangezogen werden.

Uebrigens lässt sich aus dem Erfurter Programm mit Leichtigkeit ein bestimmter Staatsbegriff konstruieren. Das „Erfurter Programm“ erweckt den Eindruck, dass thatsächlich der Staat, und zwar in unseren Tagen, schon eine erspriessliche sozialpolitische Thätigkeit entfalten kann. Diese Forderungen an den Staat werden als „zunächst“ bezeichnet. Man erwartet von dem Staat eine systematische Demokratisierung seiner Grundlagen, eine direkte Volksgesetzgebung, eine Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit, ein schrankenloses Vereins- und Versammlungsrecht, eine zahllose Reihe von „Unentgeltlichkeiten“, eine tiefgreifende Schutzgesetzgebung, kurz eine Reformation der Gesellschaft an Haupt und Gliedern. Diese zahlreichen Forderungen an den Staat scheinen die Idee mit Entschiedenheit von sich zu weisen, als wenn auf politischem Gebiete eine wachsende Verschärfung der Gegensätze eintritt. Sie legen die Vorstellung nahe, dass der Staat — von einigen vorübergehenden Krisen freilich abgesehen — eine immer breitere, demokratischere Basis gewinnt und damit zu einem einflussreichen, sozialpolitischen Hebel für die Arbeiterklasse selbst wird. In diesem Falle müsste nun die Arbeiterklasse die trübe Weltanschauung von der Nothwendigkeit einer wachsenden politischen Verknechtung fallen lassen. Sie hätte sich dann an die Arbeit einer Neuformulierung des Staatsbegriffes und seiner Entwicklung zu machen. In ihrem Programme stände dann vielleicht folgender Passus:

„Der Staat prägt zwar in seinen Institutionen die jeweilig herrschenden wirthschaftlichen Machtverhältnisse aus, ist aber gerade wie diese wandelbar und hat die Tendenz, immer freiheitlichere Formen anzunehmen.“

Mit einem derartigen Staatsbegriff könnte die Sozialdemokratie schon viele ihrer politischen Forderungen in Einklang bringen. Doch es ist hier nicht unsere Aufgabe, neue Programme zu schreiben, sondern nur den Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Arbeiterfrage nachzuweisen. Wir untersuchten deshalb, welche theoretische Unterlage bestimmte politische Forderungen einer Partei haben könnten.

Die Formulierung des Staatsbegriffs beeinflusst die politischen Kämpfe der Arbeiterklasse. Soziale Reformpläne aller Art sind eng an die Frage gekettet: Ist die Verschärfung der sozialen Gegensätze, die Proletarisierung der Massen, die radikale Vernichtung des Mittelstandes ein nothwendiges Erforderniss für den Sieg des Sozialismus? Müssen wirklich immer neue Hekatomben von Proletariern und Kleinbürgern einem unbewussten historischen Prozesse dargebracht werden, und spielt denn eine ideale Grossmacht, die geistige Propaganda einer weitherzigen und gedanken-kühnen sozialistischen Weltanschauung, gar keine Rolle in dem Emanzipationskämpfe der unterdrückten Gesellschaftsklassen? Ist die Entscheidung dieser Frage so ganz unwichtig für die Taktik des Proletariats?

Aus Auguste Blanqui's Leben.*)

Von

Dr. B. Kritschewsky
(Paris).

I. Jugendkämpfe.

Louis Auguste Blanqui wurde am 1. Februar 1805 in Puget-Théniers, in der Nähe von Nizza, geboren. Sein Vater, Jean Dominique Blanqui, Italiener von Geburt, naturalisirter Franzose seit der Annexion Savoyens unter der ersten Republik, war damals napoleonischer Unterpräfekt in dem kleinen Städtchen, nachdem er am Gymnasium seiner Heimathstadt Lehrer der Philosophie und Astronomie gewesen und darauf in den Konvent gewählt worden war. Die bittere Noth hatte das ehemalige Konventsmitglied, wie manchen anderen seiner Kollegen, zur Annahme einer subalternen Beamtenstelle unter dem korsischen Usurpator gezwungen, wie er später auch bei den Bourbonen in demüthigender Weise um irgend eine Brotstelle bettelte.

Nun, sein Sohn, Auguste Blanqui, sollte nur den ersten, den besseren Fusstapfen des Vaters folgen. Er überliess es dem älteren Bruder, dem Bourgeois-Ökonomen Adolphe Blanqui, sich in der bürgerlichen Gesellschaft behaglich einzurichten. Von des Vaters Charaktereigenschaften erbte er bloss die Geduld, die Ausdauer, die aber bei ihm nie in Resignation umschlug. Von der nordfranzösischen Mutter, Sophie Brienville, erbte er das trotzige, energische Naturell, das aber von ihm in den Dienst einer grossen Sache gestellt wurde.

Kaum hatte er, mit Hilfe des älteren Bruders, seine Gymnasialstudien in Paris mit erstaunlichem Erfolg beendet, als er sich, ein 19jähriger Jüngling, in den Kampf gegen die Restauration stürzte. Er hatte noch vor zwei Jahren als Gymnasialschüler der Hinrichtung der vier Sergeanten, Berier und Genossen, wegen einer militärischen Verschwörung gegen die Bourbonen beigewohnt. Das gab ihm wohl den entscheidenden Anstoss zu seiner künftigen Laufbahn.

Es war überall die Zeit der beginnenden Kämpfe gegen die kontrevolutionären Mächte. In Frankreich waren die Bourbonen doppelt verhasst — als Verfechter der feudalen Reaktion und Schützlinge der ausländischen Invasion. Während aber die Väter, die gesetzten Bourgeois, nur die Oppositionsfaust in der Tasche zu ballen wagten, im übrigen aber auf die parlamentarischen Scharmützel vertrauten, versuchte der selbstlos gesinnte Theil der jungen Generation, voll begeisternder Erinnerungen an die grosse Revolution, den Sturz der Reaktionsherrschaft gewaltsam zu beschleunigen. Die Formen des nothwendigerweise geheimen Kampfes wurden dem italienischen Karbonarismus entlehnt, der in Paris seit 1821 Eingang gefunden hatte.

*) Das Material ist entnommen der soeben erschienenen Biographie Blanqui's: L'Enfermé (der Eingeschlossene), von Gustave Geffroy, Paris 1897. — In der Beurtheilung der politischen Physiognomie Blanqui's weicht der Verfasser der nachfolgenden Skizzen in einigem von Geffroy ab. Beim nichtsozialistischen Biographen kommt unwillkürlich das Bestreben zur Geltung, den Sozialrevolutionär vom bürgerlichen Standpunkte aus zu „retten“. Mehr als ein unzutreffendes Urtheil Geffroy's ist auf Rechnung der mangelhaften Kenntniss der modernen sozialistischen Theorien zu setzen. Dagegen bleibt der feine Kunstkritiker, der von der Persönlichkeit seines Helden gefesselt ist, ganz auf der Höhe seiner Aufgabe, wo er mit dichterischer Gestaltungskraft den Menschen Blanqui wiederauferstehen lässt.

Der junge Blanqui trat unmittelbar von der Schulbank weg einer Geheimgruppe bei.

Zugleich arbeitete er für seinen Unterhalt in Tageszeitungen und als Hilfslehrer in der Handelsschule. Schon zu dieser Zeit reichte ihn die Geheimpolizei unter die „Verdächtigen“ ein. Seine aktive politische Thätigkeit datirt jedoch erst von 1827, da er nach einer zweijährigen Hauslehrerschaft in der Provinz nach Paris zurückkehrte, um in die Hochschule einzutreten.

Die Thronbesteigung Karls X., der seinen Vorgänger an feudalreaktionären Gefüsten noch übertraf, hatte die Gemüther hochgradig erlitzt. Blanqui betheiligte sich an verschiedenen Studenten-Kundgebungen, und wurde zweimal durch Polizeisäbel, das dritte Mal, November 1827, durch eine Soldatenkugel am Halse schwer verwundet. Seinen Kameraden gelang es, ihm in Sicherheit zu bringen und die Mutter pflegte liebevoll den bereits „unverbesserlichen“ Jungen. . . Das war die politische Bluttaufe des künftigen Revolutionärs.

Vorläufig waren alle Oppositionselemente einig. Es galt vor Allem, den gemeinsamen Feind niederzuwerfen. Die aufrichtigen Demokraten gingen Hand in Hand mit den künftigen Vorkämpfern der Grossbourgeoisie. Der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie wird erst entstehen nach der Ueberwindung der Adesherrschaft, nach deren Ersetzung durch die Bourgeoisie. Blanqui's soziale Meinungen waren noch ganz unbestimmt. Er strebte mit der radikalen Opposition die demokratische Republik an, von der er die Beseitigung der ihm mehr oder minder bewussten sozialen Uebel erwartete. Er war ganz von der Politik in Anspruch genommen, die er neben seinen juristischen Studien und einer ausgedehnten Lektüre eifrig verfolgte.

Inzwischen nahte die Julirevolution heran. Die Staatsstreiks-Ordonnanzen des Ministeriums Polignac (Auflösung der oppositionellen Kammer, Abänderung des Wahlgesetzes, Abschaffung der Pressfreiheit) hatten die Bourgeoisie vor die Wahl gestellt, entweder politisch abzudanken oder die Bourbonen zu stürzen. Ihre Journalisten und Politiker gaben das Zeichen zum Aufstand, riefen das Volk zum Kampfe auf. . .

Am Morgen des Tages, an dem die Ordonnanz erschien, machte Blanqui den Redakteuren des liberalen „Globe“ (er lieferte für diese Zeitung steno-graphische Kammerberichte) gleich den Vorschlag, ein insurrektionelles Komitee zu bilden. Die liberalen Sicherheitskommissäre, die bald die Früchte der Revolution für sich und ihre Klasse in Beschlag nehmen sollten, verlegten sich natürlich aufs Abwarten. „Die Waffen werden entscheiden,“ versetzte Blanqui; „was mich betrifft, so greife ich zum Gewehr und setze mir eine zweifarbigte Kokarde auf.“ Mit diesen Worten verliess er den Redaktionssaal und stürzte sich in den dreitägigen Barrikadenkampf, der Karl X. ausser Landes und Louis Philippe, den „Bürgerkönig“, auf den Thron brachte.

Das Pariser Volk hatte gesiegt, die Bourgeoisie machte sich den Sieg mit brutalem Egoismus zu Nutze. Gross war die Enttäuschung der demokratischen Julikämpfer. Blanqui nahm mit den Gleichgesinnten sofort wieder den Kampf auf. Die ehemaligen Geheimgesellschaften, nur während der Flitterwochen der Julimonarchie als offene Klubs geduldet, traten wieder in Aktion. Blanqui, dem seine Tapferkeit auf den Barrikaden das Julikreuz eingebracht, spielte bereits eine gewisse Rolle. Januar 1831 redigirte er im Namen des Studentenausschusses ein Manifest gegen die Prellerei der Bourgeoismonarchie.

Der bekannte ideologische Gedankengang gipfelte da in der Forderung der Verwirklichung der Julirevolution! Als ob diese Revolution unter den damaligen sozialen Verhältnissen — bei einer wirtschaftlich herrschenden und klassenbewussten Bourgeoisie auf der einen Seite, bei einem unorganisirten, in der unterschiedslosen Volksmasse völlig aufgehenden Proletariat auf der anderen Seite — anders als eben in der Börsen- und Bankiermonarchie Louis Philippe's hätte verwirklicht werden können! . . . Das Manifest, in der republikanischen „Tribüne“ veröffentlicht, zog dem Urheber eine Disziplinarstrafe seitens des akademischen Blattes zu. Das erregte einen Studentenumult und der dekorirte, Julikämpfer wurde ein halbes Jahr nach der Revolution mit vielen anderen Studenten verhaftet. Man musste ihn jedoch nach 3 Wochen frei lassen, da er zufällig an der Kundgebung nicht theilgenommen hatte.

Seine nächste Verhaftung erfolgte am Vorabend des ersten Jahrestages der Julirevolution unter der Beschuldigung der „Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates“. Ein beschlagnahmter Brief von ihm gab Auskunft über seine damaligen Pläne. Er war in allem, wie sein ganzes Leben hindurch, Mann der That. Der Streit zwischen den verschiedenen sozialen Doktrinen, welche nach 1830 wie Pilze nach einem Sommerregen hervorschossen, interessirte ihn viel weniger als die Er kämpfung freier demokratischer politischer Institutionen. Er drängte zur unmittelbaren That: „Zielen wir zunächst auf den Aufstand ab; mehr Leidenschaft! Die Doktrinen behalten wir für später.“

Er glaubte eben fest an die Möglichkeit, durch einen Handstreich einer entschlossenen Minderheit, die politische und dann auch die soziale Ordnung umzuwälzen. Es galt demnach, vorerst alle revolutionären Kräfte, unter Beiseitlassung aller theoretischen Meinungsverschiedenheiten, für die befreiende That zu einigen. Es kam nur auf die kühne Initiative an. Der Handstreich sollte das Signal einer Volkerhebung sein. Der intensive revolutionäre Wille einer kleinen ideologischen Schaar wurde von ihm auf die in der Werkeltagsarbeit aufgehenden Masse übertragen, die mehr oder minder abgestumpfte, passive, weil zur Alltagsstimmung gewordene Unzufriedenheit der Masse mit aktiver Empörungslust, die potenzielle revolutionäre Energie mit kinetischer verwechselt, die eigene Ungeduld für den untrüglichen Maassstab der Volksstimmung gehalten . . . Das ist der „Blanquismus“ in seiner reinen, ursprünglichen Gestalt, jene auf naiv-optimistischer Voraussetzung beruhende sozialrevolutionäre, verschwörerische Richtung, für welche der politische Barometer stets Gewitter ankündigt, weil die elektrische Kraft für keinen Augenblick verschwindet.

Wie weit Blanqui's soziale Meinungen sich geklärt hatten, zeigte seine Vertheidigungsrede im Prozess vom Januar 1832, eine Rede, deretwegen er nach seiner Freisprechung durch die Geschworenen vom Gericht zu 1 Jahr Gefängniss verurtheilt wurde. Er hatte es in der That gewagt, in drohender Sprache und in herausforderndem Tone den politischen Kampf auf dessen soziale Grundlagen zurückzuführen und die bürgerliche Gesellschaftsordnung für das Elend des Proletariats verantwortlich zu machen.

Hiermit ist die von Geoffroy angeführte Stelle aus Heinrich Heine's Pariser Briefen zu vergleichen*): „Es waren dort (im Lokal der „Gesellschaft der Volkstreunde“) über fünfzehnhundert Menschen in einem engen Saale, der wie ein

*) Ich zitiere nach dem deutschen Original, Pariser Brief vom 10. Februar 1832.

Theater aussah, zusammengedrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Konventionels, hielt eine lange Rede voll von Spott gegen die Bourgeoisie, die Boutiquiers (Krämer), die einen Louis Philippe, la boutique incarnée (den verkörperten Krämladen) zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Interesse, nicht im Interesse des Volkes. . . . Es war eine Rede voll Geist, Redlichkeit und Grimm.“

II. Verschwörungen und Kerkerqualen.

Nach seiner Freilassung nahm Blanqui die frühere, theils offene, theils geheime politische Thätigkeit wieder auf. Er theilte seine Zeit zwischen propagandistischer und organisatorischer Arbeit, eigenen sozialen und politischen Studien und seiner innig geliebten Frau, Amélie Suzanne Gerre, einer ehemaligen Privatschülerin von ihm, der Tochter eines behäbigen Architekten, die er 1834 geheirathet.

Es kommt die Zeit, da er eine leitende Rolle zu spielen beginnt. Während seiner Gefangenschaft hatten die Republikaner im Aufstand vom Juni 1832 eine blutige Niederlage erlitten. Der folgende republikanische Aufstand (April 1835) endete mit einer grässlichen Metzelei und einem Prozess, in den 121 Mann, fast das gesamte Führerpersonal verwickelt wurde. Blanqui, der diesmal frei geblieben war, übernahm nun mit Armand Barbès die Führerschaft an Stelle der verurtheilten und entflohenen Verschwörer.

Die wiederholten Niederlagen liessen seinen Glauben an die Wirksamkeit der Handstreichtaktik ungeschwächt: man muss nur noch vorsichtiger zu Werke gehen und den geeigneten Zeitpunkt zum Losschlagen zu wählen wissen. Es fiel ihm nicht ein, dass es in der Natur einer auf politische Umwälzung abzielenden Verschwörung liegt, wenn auch nicht immer vorzeitig entdeckt zu werden, so doch stets zur unrechten Zeit loszuschlagen, d. h. zu scheitern, denn die rechte Zeit zum Losschlagen kommt erst dann, wenn die Verschwörung überflüssig geworden ist, wenn eine mächtige Volksbewegung, von den reaktionären Faktoren eingedämmt, sich mit elementarer Gewalt Bahn bricht.

Die erste Verschwörung Blanqui's, die Pulver-Affaire von 1836, wurde von der Polizei entdeckt. Neben Studenten wurden in der geheimen, von Blanqui persönlich geleiteten Pulver- und Patronenfabrik Arbeiter verhaftet. Das Personal der Geheimgesellschaften hatte nämlich nach der Julirevolution sich immer mehr aus den energischeren Elementen der Arbeiterschaft zu rekrutiren begonnen. Blanqui wurde zu zwei Jahren Gefängniss verurtheilt, nach 8 Monaten aber infolge einer Amnestie freigelassen und unter Polizeiaufsicht gestellt mit dem Verbot des Aufenthaltes in Paris.

Er verlebte dann in Janey, am Ufer des Oise-Flusses mit seiner jungen Frau und dem einzigen Söhnchen die glücklichste Zeit seines Lebens. Ein flüchtiger, kosender Sonnenstrahl vor der fast lebenslangen kalten Gefängnissnacht, eine Eintags-Idylle vor der schrecklichen Lebenstragödie . . .

Das Leben in der freien Natur muss ihm aber auch für seine Verschwörungspläne dienen. Die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten bringt ihn auf die Idee, seinen Geheimbund, die „Gesellschaft der Familien“ zu reorganisiren. Es wird daraus die „Gesellschaft der Jahreszeiten“, wo die Gruppen in Wochen, Monate und Jahreszeiten zerfallen. Sechs Mitglieder bilden eine „Woche“

unter der Leitung eines „Sonntags“. Ein „Monat“ (vier Gruppen) wird von einem „Juli“, eine „Jahreszeit“ (dreimal vier Gruppen) von einem „Frühling“ befehligt. Die oberen Chefs sind den Mitgliedern unbekannt. Die Befehle gehen von der geheimen Oberleitung in hierarchischer Reihenfolge durch mehrfache Mittelinstanzen den einzelnen Mitgliedern zu. Das Signal zum Losschlagen sollte Blanqui, wenn nöthig, noch von Jancy aus geben.

Als Blanqui Anfangs 1839 nach Paris zurückkehrte, fand er den Geheimbund bereits kräftig organisirt. Etwa tausend Mitglieder harrten schon des Signals. Man hatte diesmal Pulver in kleinen Quantitäten allmählich angekauft und blos Patronen selbständig fabrizirt. Die Waffen wollte man sich mit offener Gewalt in einem vorher bestimmten Waffenmagazin holen.

Am 12. Mai 1839, einem Sonntag, ging die Sache los. Blanqui hatte einen Sonntag gewählt, in der Hoffnung, an diesem Tage die Präfektur (Polizeidirektions-Gebäude) leichter überrumpeln zu können. Der Handstreich beginnt nach der Verabredung mit der Erstürmung eines Waffenmagazins in der Nähe der Präfektur und des Stadthauses. Barbès und Blanqui vertheilen durch die Fenster des Magazins Gewehre und Patronen. Darauf marschiren die Verschworenen unter der Führung von Barbès, Blanqui und Bernard in drei kleinen Trupps nach den verabredeten Punkten, unterwegs republikanische Lieder absingend. Die bewaffnete Schaar bleibt aber isolirt. Die ahnungslosen Sonntags-Spaziergänger laufen erschrocken davon. Die Strassen leeren sich in einem Augenblick. Nach einem unter Verlusten auf beiden Seiten abgeschlagenen Angriff auf die Präfektur, wendet man sich mit vereinten Kräften gegen das Stadthaus. Es gelingt, dasselbe für eine Weile zu besetzen, worauf Blanqui zum Oberbefehlshaber, Barbès, Bernard und drei weitere Anführer zu Divisionskommandanten der — „republikanischen Armee“ ausgerufen werden. Aber das Volk, die Arbeiterschaft rührt sich nicht. Nach ein paar Stunden ist der Aufruhr niedergeworfen. . . .

Barbès nebst 18 Genossen wurde sofort verhaftet, Blanqui fünf Monate später, im Augenblicke, da er im Begriffe stand, in eine nach der Schweiz abgehende Postkutsche einzusteigen. Er wurde zum Tode verurtheilt, die Todesstrafe aber, wie früher für Barbès, in lebenslängliche Haft umgewandelt.

Blanqui wurde mit den übrigen Insurgenten im mittelalterlichen Festungsgefängniß Mont-Saint-Michel, auf einem felsigen Vorsprung der normanischen Küste, eingesperrt. Das Gefängniß ist in den Felsen selbst eingebaut. Die Fensteröffnungen der Einzelzellen in der zwei Meter dicken Mauer sehen wie Schiessscharten aus. Aus seiner Zelle konnte Blanqui, wenn er sich in der Fenstervertiefung niedersetzte und das Gesicht an das Eisengitter schmiegte, eine traurige Hügellandschaft in vagen Umrissen erblicken, das stille Treiben in dem an die Festungswälle angelehnten Dorfe beobachten, das wechselnde Einerlei des Ozeans, die Aufeinanderfolge von Ebbe und Fluth genießen. Bald wurde er aber auch dieser Zerstreung beraubt. Die Gefängnißdirektion kam auf den grausamen Einfall, in sämtlichen Zellen die Fenster von innen durch ein zweites Gitter zu verbarrikadiren. Auch sonst wurden die Gefangenen in jeder Weise gemartert. Bei dem geringsten Widerstand aber, bei dem einfachen Verlangen einer Erklärung für irgend einen Willkürakt wurden sie bestialisch mißhandelt und in die finsternen kalten Kellerlöcher des Felsens an den Füßen hinunter geschleift. Der tagtäglich anwachsende Grimm entlud sich dann von Zeit zu Zeit in

Verzweiflungsausbrüchen . . . Ein Gefangener, Staube, durchschnitt sich den Hals, Austin, Bordon, Charles verfielen dem Wahnsinn, mehrere starben an Erschöpfung. . . .

Blanqui blieb sich treu, er bezwang seine Empörung, erduldet alles mit stoischem Muth, verbarg sorgfältig alle Leiden vor den Wachthunden, ihnen stets ein verschlossenes, kalt verachtendes Gesicht zeigend.

Nach einem Jahre höllischer Qual traf ihn ein herzbrechender Schlag: seine zärtlich geliebte Frau starb . . . Er musste alle Kräfte zusammennehmen, um dem Schmerz nicht zu erliegen. Später gestand er ein, dass er jahrelang Nacht für Nacht in Halluzinationen lebte. Seine gestorbene Frau stieg aus dem auf den Meereswellen sich schaukelnden Sarge bis ans Fenstergitter empor, drang durch das Gitter in die Zelle, ein lustigstarrer Leichnam mit verglasten Augen. . . . Er hat auch das schweigend überstanden.

Er war zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Die Hoffnung auf Befreiung, das Vertrauen auf die Zukunft verliess ihn jedoch nur in seltenen Augenblicken. Er las, was in der Gefängnisbibliothek zu haben ist, er dachte nach, schrieb. In seinem kleinen hageren Körper offenbarte sich die wunderwirkende Willenskraft eines Mannes, der sich seines Werthes bewusst ist und noch auf Grosses vorbereitet.

Dazwischen beschäftigte ihn der Gedanke an die Flucht aus dem Felsen-grabe, der kraftspendende Gedanke aller hinter Kerkermauern lebendig begrabenen starken Naturen. Bei den Vorbereitungen zur Flucht half ihm und seinen lebenslänglich verurtheilten Genossen seine sechzigjährige Mutter, die dabei eine wunderbare Energie entfaltete. Die Ausführung misslang. . . .

Blanqui blieb in Mont-Saint-Michel bis Anfang 1844. Die physischen Kräfte versagten ihm schliesslich. Man musste ihn daher in das Gefängniß von Tours transportiren und dort ins Gefängnißspital zulassen. Da, am 6. Dezember 1844, während er in Todesgefahr schwebte, erreichte ihn die königliche Gnade, die von ihm aber, sobald er die Krise überstanden, in einem energischen Protestbrief an den Präfekten zurückgewiesen wurde. Indess konnte er vorläufig das Gefängnißspital so wie so nicht verlassen. Die Krankheit hielt ihn zwanzig Monate lang ans Bettlager gefesselt. Darauf liess die Regierung den widerstrebenden Begnadigten im Gefängnißspital in einer halben Freiheit völlig gesunden.

Bald fand sie aber einen Vorwand, diesem Zwitterzustand ein Ende zu setzen. Blanqui wurde auf Grund der Angaben eines Lockspitzels der Anstiftung eines Kornaufruhrs im benachbarten Blois beschuldigt und wieder eingesperrt. Erst im April 1847 nach seiner Freisprechung verliess er das Gefängniß, um in Blois internirt zu werden.

Die achthalbjährige Gefangenschaft, insbesondere die vier Jahre in Mont-Saint-Michel hatten ihn ait gemacht. Er kehrte in die Freiheit mit ergrauten Haaren zurück.

Welche Veränderung sein inneres Wesen durch das Gefängniß erfahren, freilich in der Richtung seiner Charakteranlagen, schildert Gustave Geoffroy in den folgenden Worten: „Von nun an bekam er jene eigenthümliche Haltung, die mit den vergehenden Jahren immer mehr auftrat: er sagte nie ein Wort, blieb stumm unter den Schicksalsschlägen; er liess das zurückgehaltene Urtheil und die intakte Verachtung ahnen, ohne sie aber nach aussen kundzugeben,

sie vielmehr eifersüchtig verbergend hinter der ruhigen Haltung, der Gemessenheit der seltenen, erzwungenen Worte, hinter dem Gleichmuth, dem Schweigen. Getrennt von der Welt, trennte er sich von ihr noch mehr. In einer Zelle eingeschlossen, schloss er sich in seinem Innern ein und gab geheimnissvoll seinen Gedanken einen unsichtbaren, unhörbaren Flug, — seinem Geiste die Freiheit.“

III. Die Februar-Revolution, Belle-Île-en-Mer und Sainte-Pélagie.

Auf die erste Nachricht von der Februar-Revolution eilte Blanqui nach Paris. Sein stoisch ertragenes Martyrium hatte seinen Einfluss auf die extremen Elemente verstärkt. Schon am 25. Februar, am zweiten Tage nach der Revolution, trugen sich die Veteranen der Geheimgesellschaften mit dem Plan eines Handstreichs gegen die provisorische Regierung der Republik, deren Zusammensetzung eine ähnliche Prellerei, wie im Juli 1830, befürchten liess. Blanqui wurde nun bestürmt, sich an die Spitze des Handstreichs zu stellen. Da trat aber zum erstenmal die Ueberlegenheit des Führers hervor, seine scharfsichtige Beurtheilung der Lage, seine Emanzipation von der einseitigen, draufgängerischen Verschwörer-Routine. In einer Versammlung bewaffneter Revolutionäre wider setzte er sich muthig dem geplanten Handstreich. Die Revolution, sagte er, ist eine glückliche Ueberraschung. Frankreich ist keineswegs republikanisch gesinnt. Eine neue Umwälzung, an deren Spitze sozialrevolutionäre Elemente stehen würden, müsste eine Reaktion nicht nur in der Provinz, sondern auch in Paris selbst hervorrufen. . . . Und es gelang ihm schliesslich nach vieler Mühe, die verblüfften Hitzköpfe zu überreden.

Blanqui hielt auch ferner, so lange er unter der zweiten Republik in Freiheit blieb, an der neuen Taktik fest. Unter einem freien republikanischen Regime verwarf er grundsätzlich die Handstreichtaktik einer winzigen Minderheit, um an deren Stelle die offene Organisation der Masse zu setzen, eine Organisation allerdings, die unter Umständen direkt auf eine gewaltsame Aktion abzielte. Dass er eine Pariser Diktatur, d. h. die Diktatur des kleinbürgerlich-proletarischen Pariser Volkes über Frankreich für die Vorbedingung des endgültigen Sieges der Revolution hielt, erklärt sich aus den Zeitumständen. Diese Auffassung theilte er mit den anderen wahrhaft proletarisch gesinnten Revolutionsmännern. Sie alle wollten die „glückliche Ueberraschung“ im Interesse des Proletariats zu einer festen geschichtlichen Errungenschaft machen. Daher verlangten sie die Aufschiebung der Wahlen zur Nationalversammlung. Die sofortige Anwendung des allgemeinen Wahlrechts erschien ihnen im damaligen Frankreich, was sich ja bewahrheitet hat, als eine Gefahr nicht nur für die sozialen Bestrebungen des Proletariats, sondern auch für die republikanische Staatsform.

Aus jener Versammlung ging die „zentrale republikanische Gesellschaft“ hervor, gewöhnlich nach dem Namen ihres Präsidenten Klub Blanqui bezeichnet, weil sein Einfluss dort ausschlaggebend war. Der Klub wurde bald populär. Blanqui war der stets begehrte und befolgte Redner. Ein Zeitgenosse berichtet darüber: „Seine Macht als Redner war ungeheuer. Seine durchdringend scharfe, pfeifende, metallische und doch gedämpfte Stimme, an die Laute eines Tamtams erinnernd, versetzte die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. . . . Sein Geist war mathematisch, er operirte nur mit konkreten Zahlen. . . . Blanqui's Beredsamkeit

und Charakter sind nicht mit Feuer unter Asche zu vergleichen, sondern vielmehr mit Eis unter Feuer.“

Sein rasch wachsender Einfluss beruhte auf seiner ausserordentlichen Gabe, die gesammte Situation zu überblicken, wie sie Tag für Tag aus dem revolutionären Strudel, dem für den durchschnittlichen Beobachter widerspruchsvollen, unbegreiflichen Ereignissgewirre mit Nothwendigkeit sich entwickelte. In seinem Klub, den das reaktionäre Zeitungsgelichter als eine Mördergrube denunzirte, besprach er die Tagesereignisse, bezeichnete die im Interesse der Revolution nothwendigen Maassregeln, namentlich die Nothwendigkeit der Aufschiebung der Wahlen betonend. Auf sozialem Gebiet entwickelte er Ideen, deren fester Kern die Befreiung des Proletariats durch die Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung war.

Die Demonstration vom 17. März 1848 für die Aufschiebung der Wahlen kam unter Blanqui's energischer Mitwirkung zu stande, ebenso wie die dem gleichen Zwecke dienende Kundgebung vom 16. April. Als diese Bewegungen gescheitert waren, sah er bereits die kommende Niederlage des sozialrevolutionären Proletariats voraus.

Inzwischen hatte ihn ein harter Schlag getroffen, an dem er lange Zeit schwer leiden sollte. Ein dunkler Ehrenmann, Namens Taschereau, der zweifellos im Dienste der Reaktion arbeitete, veröffentlichte „Enthüllungen“ über den Maiaufstand von 1839, worin er auf Grund von gefälschten Dokumenten Blanqui als einen Verräther hinstellte! . . . Die „Enthüllungen“, denen jeder Lesekundige, wie Blanqui in seiner Vertheidigung nachwies, die grobe Mache sofort anmerken musste, wurde aber nicht mit allgemeinem Hohngelächter aufgenommen. Abgesehen von den Reaktionären aller Schattirungen, bemächtigte sich der Fälschung auch ein Theil der Gesinnungsgenossen des Verleumdeten, — traurig zu sagen, aus persönlicher Rivalität. Barbès mit seinem Klub der Menschenrechte gab dabei den Ton an. Die Verleumdung erreichte ihren Zweck: sie schwächte Blanqui's Einfluss bedeutend.

Bald sollte die bürgerliche Reaktion Barbès wie Blanqui wieder in einem gemeinsamen Kerker vereinigen in Folge der Kundgebung vom 15. Mai 1848 gegen die Nationalversammlung. Blanqui nahm an dieser einen hervorragenden Antheil, obwohl er mit scharfem Blick widerrathen hatte. Die Bewegung war spontan entstanden, eine instinktive Auflehnung des Pariser Proletariats gegen die in der Nationalversammlung verkörperten reaktionären Mächte der Provinz. Blanqui suchte, nachdem er sich der Kundgebung hatte widerwillig anschliessen müssen, ihr wenigstens einen klaren sozialen Charakter zu geben. Er sprach auf der Tribüne der vom Volke überflutheten Nationalversammlung von den sozialen Forderungen des Proletariats. Er wurde aber von der Menge zum „Thema“ zurückgerufen — zur Polenfrage, dem äusseren Anlass der Kundgebung. . . .

Damit schloss Blanqui's Thätigkeit in der Revolution von 1848. Es begann für ihn ein neues, fast ununterbrochenes, 17jähriges Martyrium hinter Kerkermauern. Der Widerhall des Kanonendonners der Junischlacht schlug an sein Ohr im Gefängniss von Vincennes. Die bürgerliche Reaktion rächte aber an ihm grausam den proletarischen Aufstand, indem sie ihn wegen der harmlosen Kundgebung des 15. Mai zu zehnjährigem Gefängniss verurtheilte.

(Schluss im nächsten Heft.)

Grenznutzpsychologie und Marx'sche Werthlehre.

Von

Dr. Conrad Schmidt

(Charlottenburg).

Die Einsicht, dass die Marx'sche Werththeorie durchaus nicht das Beweismittel ist, auf welches sich der Sozialismus stützt, noch von seinem Urheber als ein solches Beweismittel jemals angesehen wurde, ist nach und nach in die weitesten Kreise eingedrungen. Allerdings, eine der wesentlichen Voraussetzungen des Sozialismus ist es, dass die kapitalistische Wirtschaftsweise nothwendig die Ausbeutung des arbeitenden Volkes einschliesst. Aber diese Ausbeutung ist eine Thatsache, die ganz unabhängig von jeder Werththeorie in klarster Weise erfasst werden kann, sobald man nur die in der kapitalistischen Volkswirtschaft produzierten Waaren mit Rücksicht auf den in ihnen verkörperten Gehalt an Arbeitszeit betrachtet. Im materiellen Jahresprodukte einer Nation ist die von der handarbeitenden nationalen Volkmasse jährlicher verausgabte Arbeitsmenge verkörpert, neben der die hinzutretende Verwaltungs- und Direktionsarbeit der kapitalistischen Schichten, was den Arbeitszeitaufwand anlangt, fast verschwindet. Die Gesetze des nur dem Konkurrenzzwang unterworfenen freien Austausches führen aber, wie die allersimpelste Einkommenstatistik zeigt, zu dem Resultat, dass die produzierende Volksmenge von der durch sie verausgabten, in dem erzeugten Güterreichthum verkörperten Arbeitsmenge nur einen unverhältnissmässig kleinen Bruchtheil in Lohnform (die Löhne sind ja nur Güteranweisungen) zurück erhält, während ein gewaltiger Antheil an dieser vom Volk verausgabten, in Güter umgesetzten Arbeitsmenge an die kapitalistischen Schichten entfällt, deren Einkommen somit nicht auf ihrer geringen selbstbeigesteuerten Arbeitsmenge, sondern auf der Aneignung fremder, auf der Ausbeutung der proletarischen Arbeit beruht. Um dieses einfache, den kapitalistischen Wirtschaftsmechanismus charakterisirende Grundverhältniss, auf welches der Sozialismus unablässig hinweist, klar zu erfassen, ist nichts anderes nöthig, als den erzeugten und zur Vertheilung unter die Klassen gelangenden Waarenreichthum zugleich als die Verkörperung der auf ihn verwandten Arbeitsmengen zu betrachten. Das ist ein Gesichtspunkt, der, wie auch immer die Bildung des Tauschwerthes und der Durchschnittspreise theoretisch gedeutet werden mag, unangefochten bleibt. Die Marx'sche Werththeorie unterscheidet sich von den ihr entgegenstehenden Theorien nur dadurch, dass sie jenen Gesichtspunkt, die Waaren als verkörperte Arbeitsmengen aufzufassen, für die Erklärung der Austauschverhältnisse und Preisbildungstendenzen fruchtbar zu machen sucht, indem sie von vornherein den Tauschwerth der einzelnen Waaren in Beziehung zu der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit setzt. Ob nun der Parallelismus zwischen Tauschwerth und Arbeitszeit, von dem Marx bei seinen Untersuchungen im „Kapital“ ausgeht, sich als eine für die Erklärung der wirklichen Preisbildung fruchtbare, oder aber als irreführende Hypothese erweist, das ist sicher eine ausserordentliche wichtige, man kann sagen die Kernfrage der theoretischen Oekonomie; aber sie entscheidet nichts über jenes, unabhängig von jeder Werththeorie klar zu Tage liegende Grundverhältniss der Ausbeutung. Alle Anstrengungen der bürgerlichen Marxkritiker, durch Einwürfe gegen die Marx'sche, auf dem Parallelismus von Tauschwerth und Arbeitsgehalt der Waaren sich aufbauende Werththeorie die Thatsache der Ausbeutung wegzudeuteln und so durch eine „Widerlegung“ der Werththeorie den Sozialismus selbst zu widerlegen, sind in ihrer Thorheit danach zu beurtheilen.

Was man der genial konzipirten, auf die Traditionen der klassischen bürgerlichen Nationalökonomie zurückgreifenden Marx'schen Werthlehre Positives bisher entgegenzusetzen versucht hat — nur die sog. „Grenznutzentheorie“ kann als ein solcher Versuch gelten — ist über die Massen kümmerlich ausgefallen. Die Form, in welcher diese von dem Engländer Jevons begründete Lehre von österreichischen Nationalökonomem (z. B. in Böhm-Bowert's Erklärung des Zinses) ausgebildet wurde, zeigt gleichfalls ganz

entschieden das Bestreben, die von vornherein feststehende Thatsache der Ausbeutung zu verschleiern, die grosse ökonomische Tragödie in eine Idylle umzudichten. Darüber braucht man kein Wort weiter zu verlieren. Höchst merkwürdig ist es aber, dass diese Theorie trotz ihrer inneren Schwäche in Kreisen, denen alle solche Tendenzen durchaus fern liegen, die im Gegentheil, wie die englischen Fabianer, entschieden sozialistisch denken. Anhänger hat finden können.

In einem der letzten Hefte des „S. A.“ (No. 9 des letzten Jahrganges) hat Herr Steffen, ein Mitglied der Fabian Society, unter dem Titel „Gebrauchswerth und Tauschwerth“ die Jevons'sche Grenznutzentheorie ausführlich dargelegt und als bahnbrechenden Fortschritt über die Klassiker und Marx hinaus gefeiert. Es lohnt sich wohl den Anspruch dieser Lehre, der hier von sozialistisch-befreundeter Seite erhoben wird, in Kürze nochmals *) kritisch zu prüfen.

„Die neue ökonomische Schule“, sagt Steffen, „will im Gegensatz zu den Klassikern und zu Marx, die den Tauschwerth einer Waare für eine Funktion entweder ihrer Produktionskosten oder der zu ihrer Herstellung nothwendigen Arbeitsmenge erklären, den Nachweis führen, dass diese Anschauung durchaus falsch, und der Tauschwerth eine Funktion ganz anderer ökonomischer Faktoren ist; sie hält er für unmöglich, die Natur des Tauschwerthes zu begreifen, bevor man bis zu einem gewissen Grade die Natur des Gebrauchswerthes festgestellt hat; es sei dies der verhängnissvolle Fehler der älteren Nationalökonomien, besonders von Karl Marx, diese Untersuchung absolut vernachlässigt zu haben“.

Worin bestehen nun die Feststellungen dieser „neuen ökonomischen Schule“ über den Gebrauchswerth? In nichts anderem als in der Erkenntniss, dass der Gebrauchswerth oder Nutzen, den Güter für ein Subjekt haben, seine Schranken an den innerlich selbst begrenzten Bedürfnissen des Subjekts findet. So hat sicherlich ein Pfund Fleisch für eine Familie einen grossen Gebrauchswerth, jedenfalls einen grösseren als z. B. ein Maass Apfelwein. Aber das Fleischbedürfniss, wie alle anderen Begehungen, ist ein begrenztes, denken wir uns unsere Familie mit einer Ration von 6 Pfund Fleisch täglich ausgestattet, so dürfte sie hieran ziemlich genug haben und, wenn ihr die Wahl zwischen einem siebenten Pfunde und dem Maass Apfelwein gelassen wird, zu letzterem greifen. Also der Nutzwert eines Gutes ändert sich für das Individuum, je nachdem es von dem Gute mehr oder weniger besitzt, je nachdem das Bedürfniss durch die Menge des Vorraths mehr oder weniger gesättigt ist. Der berühmte Grenznutzen ist nichts als der wechselnde Nutzwert, den Güter einer gewissen Art, je nachdem das Individuum über einen grösseren oder geringeren Vorrath derselben verfügt, für das Individuum besitzen.

Sehr richtig, aber auch sehr selbstverständlich! Die Annahme, dass ein auch dem gewöhnlichsten Menschenverstande so offenes Grundverhältniss dem Scharfblick eines Smith, Ricardo und Marx entgangen sein sollte, wäre jedenfalls höchst merkwürdig. Wenn diese Männer sich mit der Thatsache, dass der Nutzwert einer Güterart für das Individuum je nach dem ihm zur Verfügung stehenden Gütervorrath schwankt, nicht weiter abgeben, so offenbar darum, weil ihrer Meinung nach diese Thatsache für das Verständniss der die Tauschwerth- und Preisbildung regulirenden Gesetze unfruchtbar ist. Diese Meinung ausführlich zu begründen, hatten sie, weil dazumal die Grenznutzlehre noch im Schoosse der Zukunft schlummerte, natürlich keinen Anlass. Sie begnügten sich mit dem allgemeinen Hinweis darauf, dass der Gebrauchswerth als solcher nicht der regulirende Bestimmungsgrund des Tauschwerthes sein könne: Smith, indem er populär-schlagend ausführte, dass Dinge von höchstem Gebrauchswerth (nothwendige Lebensmittel) meist niedrig, Dinge von niedrigem Gebrauchswerth (überflüssige Luxusgegenstände) oft sehr hoch im Preise stehen; Marx, indem er logisch konsequent den entscheidenden Gedanken hervorhob, dass der Gebrauchswerth der verschiedenen Güter überhaupt nicht

*) Eine ausführlichere Kritik der ganzen Schule findet sich in meinem Aufsatz: „Die psychologische Richtung in der neueren Nationalökonomie“ (Neue Zeit. X. Jahrgang, Heft 40 und 41).

nach einer allgemeinen Regel messbar sei, also auch nicht das innere Maass der Tauschwerthe enthalten könne.

Die Berufung der „neuen ökonomischen Schule“, dass man von dem abstrakten Gebrauchswerth, dem Gebrauchswerth, der den verschiedenen Gütergattungen als solchen vom gesellschaftlichen Standpunkt aus zukommt, zu dem konkret-subjektiven, je nach dem vorhandenen Vorrath für die verschiedenen Individuen verschieden abgestuften Gebrauchswerth, dem „Grenznutzen“, zurückgehen müsse, erweist sich, näher zugehoben, als gänzlich zwecklos. So oder so, aus dem Gebrauchswerth lässt sich keine den Waarenaustausch bestimmende Regel herausdestilliren.

Steffen vergisst ebenso wie alle übrigen Vertreter der Grenznutzentheorie vollkommen, dass in einer waarenproducirenden kapitalistischen Gesellschaft die Vorbedingungen für den Austausch der Güter nach dem Grenznutzenprinzip schon darum nicht vorhanden sind, weil die zu verkaufenden Waaren für den Waarenverkäufer selbst der Regel nach gar keinen Gebrauchswerth, also auch keinen Grenznutzen haben. Oder meint er, dass die Fabrikanten, die Grosskaufleute, und schliesslich auch die Detaillisten ihre Waarenlager im Nothfalle selbst verzehren, irgendwie für den eigenen Konsum verwenden können? Wenn nicht, so ist es, wie gesagt klar, dass diese Waaren für ihre, den Waarenpreis festsetzenden Eigenthümer überhaupt keinen Nutzwert, also auch keinen Grenznutzen haben, dass mithin die Verkäufer die Waarenpreise unmöglich nach dem Prinzip des Grenznutzens festsetzen können. Die Grenznutzer thun sich soviel auf ihre psychologische Betrachtungsweise zu Gute, nur schade, dass ihre Psychologie gerade an diesem Punkt, wo sie für die Erklärung wirklicher ökonomischer Erscheinungen etwas leisten sollte, mit einem Male versagt. Die wirkliche Psychologie des Verkäufers ist in der einfachen allbekannten Maxime eingeschlossen, möglichst viel und möglichst theuer zu verkaufen, die zu ihrer Ergänzung die andere Maxime, möglichst billig einzukaufen, hat.

Die Psychologen des Grenznutzens werden einwerfen, dass wenn auch nicht die Verkäufer, so doch die Käufer dem Prinzip des Grenznutzens die Ehre anthun, dass dieses mithin doch als preisbestimmender Faktor wirke. Soll damit nur gesagt werden, dass die Käufer keine Idioten sind und nicht ohne Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit und innere Begrenztheit ihrer Bedürfnisse blind drauf los kaufen, so ist das allerdings ebenso richtig wie selbstverständlich. Sind die Marktpreise der verschiedenen Gütergattungen gegeben, so kann und wird jedes Individuum bei der Verwendung seines Einkommens in der That nach Grenznutzüberlegungen verfahren. Wir haben ja bereits erkannt, dass 1 Pfund Fleisch einen sehr grossen Nutzwert für eine Familie besitzt, dass aber mit der Erhöhung der Fleischration der Grenznutzen dieses soliden Nahrungsmittels für die Familie sinkt. Jener bedeutsamen Einsicht zu Folge wird also eine Familie von sagen wir 3000 Mark Einkommen nicht ihr ganzes Geld in Schweinen und Rindern anlegen, sondern -- in der Erwägung, dass zum glücklichen Leben auch noch andere als fleischliche Genüsse gehören und dass andererseits diese Genüsse, über einen gewissen Sättigungsgrad hinausgetrieben, an Reiz bedeutend verlieren -- ihre Auslagen so einrichten, dass eine möglichst allseitige und genussreiche Befriedigung ihrer Bedürfnisse, das Glückmaximum, dabei erreicht wird. So kommt auch das oben citirte Maass Apfelwein neben dem Fleische zu seinem Rechte.

Was tragen diese in die Tiefe des Käufer-Gemüthes dringende Erwägungen aber zum Verständniss der Tauschwerth- und der Preisbildung bei? Unmittelbar garnichts. Denn wenn die Käufer nach Grenznutzüberlegungen ihre Einkäufe einrichten, so ist die Voraussetzung dafür, dass die Preise der verschiedenen Waarengattungen auf dem Markte bereits fixirt sind. Das was aus der Grenznutztheorie erklärt werden soll, die Preisbildung, ist hier also bereits vorausgesetzt.

Allerdings ein Verhältniss, dass für die Preisbewegung von grosser Bedeutung ist, wird durch die Grenznutz-Erwägungen doch „erklärt“, nur dass leider dieses Verhältniss so einfach und selbstverständlich ist, dass es weiterer Erklärung gar nicht bedarf: ich meine die Kontraktion der Waarennachfrage bei steigenden, ihre Expansion bei fallenden

Preisen. Das Nähmaschinenbeispiel Steffens läuft auf nichts anderes hinaus. Das Zusammenschrumpfen der Nachfrage bei hohen Preisen setzt der Preistreiberei der Verkäufer einen Widerstand entgegen. Ihre Maxime, möglichst theuer zu verkaufen, wird durch die andere Maxime, möglichst viel zu verkaufen, begrenzt, da der Gesamtprofit nicht nur vom Preise, sondern ebensowohl von der Menge des Umsatzes abhängt. Und eben darum, weil, was produziert wurde, à tout prix umgesetzt werden muss, und weil die Produktion, da wo die Preise hoch stehen, vermehrt, da wo sie niedrig stehen, nach Möglichkeit verringert wird, ist dem Steigen wie dem Sinken der Waarenpreise eine gewisse Grenze gesetzt, ein gewisser Parallelismus mit den durchschnittlichen Produktionskosten gewährleistet. Man sieht, die Ausdehnung der Waarennachfrage bei niedrigen, ihre Zusammenziehung bei hohem Preisstand ist in der That einer der wesentlichen Voraussetzungen für das Verständniss der die wirkliche Preisbewegung beherrschenden und sie den Produktionskosten anpassenden Tendenzen. Der Triumph der Grenznutzpsychologie ist es aber, nicht etwa von dem Spiel dieser Zusammenhänge eine tiefere ökonomische Einsicht zu gewinnen, sondern den psychologischen Grund, warum denn bei steigendem Preis die Nachfrage zusammenschrumpft, bei fallendem sich weitert, mit sauberer Terminologie angeben zu können. Früher kümmerte man sich um solche Selbstverständlichkeiten nicht sonderlich, man wusste, dass das Einkommen der etwa zu gewinnenden Käufer begrenzt ist, dass sie die Gesamtheit ihrer Bedürfnisse damit decken müssen, und daher auf Genüsse, die sie bei tieferem Preisstand sich etwa hätten erkaufen können, bei höherem verzichten müssen. Die Ueberlegenheit der Grenznutzpsychologie besteht nun darin, aus dieser selbstverständlichen Erklärung viel Aufhebendes zu machen und dieselbe neu zu etikettiren. Bei hohem Preisstand erlaube die Grenznutzüberlegung dem weniger bemittelten und weniger auf eine bestimmte Güterart angewiesenen Theil des Publikums den Ankauf gewisser Waaren nicht, wodurch die Nachfrage eingeschränkt und eventuell ein Theil des in Frage kommenden Gesamtproduktes unverkäuflich bleibe; um ihn verkäuflich zu machen, müsse der Preis dann so weit heruntergesetzt werden, bis der Kreis der nun zu neuen Grenznutzüberlegungen angereizten Käufer genugsam erweitert sei, um das Gesamtprodukt aufzunehmen. Natürlich, man kann die Erklärung auch so etikettiren, man erhält durch diese neue Etiketete aber nicht den geringsten neuen Aufschluss über die die Preisgestaltung wirklich beherrschenden Tendenzen. Dass die Verkäufer, um das Gesamtprodukt abzusetzen, den Preis der beschränkten Kaufkraft eines möglichst grossen Publikums, soweit die eigenen Produktionskosten es zulassen, anpassen müssen, hat man von je gewusst.

Hier wo die Grenznutztheorie aufhört, hat die wirkliche Nationalökonomie, der es nicht auf psychologische Distinktionen, sondern auf die Erkenntniss objektiv bestehender, im Waarenaustausch als Tendenz sich durchsetzender Relationen ankommt, einzusetzen. Die erste objektive Relation, die sich aus der Anpassung der Preise an die in ihrer Kaufkraft begrenzte Nachfrage und aus dem Bestreben der Konkurrenz, bei hohen Preisen die Produktion in der betreffenden Branche zu vermehren, bei niedrigen sie einzuschränken, ergibt, ist, wie bereits erwähnt, das Parallelverhältniss von durchschnittlichen Waarenpreisen und Produktionskosten, welches für die beliebig reproduzierbaren Güter — und auf diese als die ausschlaggebenden kommt es einer theoretischen Nationalökonomie doch gerade an — auch nach Steffens Ansicht gilt. Von hier aus geht dann die Betrachtung weiter. Der Satz, dass die Waarenpreise den Produktionskosten parallel laufen, kann als wirkliches Gesetz der Preisbildung offenbar nicht genügen, weil er die Preise der Waaren nur aus dem Preise anderer Waaren (dem Preis der bei der Waarenerzeugung verbrauchten Produktionsmittel und Arbeitskräfte) herleitet, und weil ferner dieser Parallelismus in keiner Weise Aufschluss darüber giebt, wodurch der Preisüberschuss (Profit) der fertigen Waaren über die Produktionskosten innerlich begrenzt ist. Soll ein wirkliches Gesetz der Preisbildung, welches das zu erklärende nicht bereits wieder an anderer Stelle voraussetzt, gefunden werden, so muss man auf die inneren Eigenschaften der Waaren selbst zurückgehen und prüfen, ob nicht zwischen ihnen und den Preisen ein Parallelismus bestehe. Dabei muss dann der Gebrauchswerth der Waaren, der ebenso „an sich“ wie als konkret subjektiver „Grenznutzen“

nichts objektiv Messbares ist, der also zu dem quantitativ bestimmten Preise oder dem Tauschwerth der Waaren von vornherein in keinem Parallelverhältniss stehen kann, ausgeschieden werden, wie es Marx gethan. Es bleibt so die einzige Möglichkeit, dass ein Parallelismus zwischen dem Tauschwerth und der andern gesellschaftlich bedeutsamen Eigenschaft der Waaren, Arbeit zu verkörpern, bestehe. Die in den Waaren steckende gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit ist in der That eine messbare Grösse, mit der Tauschwerth und Preis der Waaren sehr wohl parallel laufen kann. Von der Annahme eines solchen Parallelismus, also der Annahme, dass die in den Waaren steckende Arbeit das regelnde Maass des Waarentauschwerthes sei, geht die Marx'sche Werththeorie aus, ohne sich zu verhehlen, dass dieser mögliche Parallelismus, der zunächst des Ueberblickes wegen einmal in allen seine Konsequenzen entwickelt werden muss (was Marx in Bd. 1 und 2 des „Kapital“ that), nur wirklich werden kann, soweit die durch den wirtschaftlichen Privategoismus psychologisch geleitete Konkurrenz auf die Verwickelung dieses Parallelismus von Tauschwerth und Arbeitszeit unbewusst hinarbeitet. Der 3. Band weist nach, inwiefern die wirkliche Konkurrenz den zuerst hypothetisch angenommen strengen Parallelismus modifizirt, und sucht die Regel dieser Modifikation in präziser Form zu erfassen. Mit psychologischen Gemeinplätzen, in denen sich die Grenznutzlehre umhertreibt, ist wahrlich gegen diesen grossartigen methodischen Versuch nicht anzukämpfen. Die „neue ökonomische Schule“ ist vor allem darin neu, dass sie vor den Thoren der wirklichen, auf objektiv fassbare, den Austausch regulirende Relationen gerichteten Nationalökonomie Halt macht: höchlichst zufrieden, die Psychologie der Nachfrage, deren Wesen ohnehin klar ist, mit ihrer neuen Terminologie „erklärt“ zu haben.

Ob der grandiose Marx'sche Versuch bereits in allen Stücken gelungen, ob und wie er etwa fortzubilden sein mag, steht hier nicht zur Betrachtung. Seine gewaltige Ueberlegenheit über alle auf den Gebrauchswerth zurückgehenden Theorien tritt noch klarer hervor, wenn man erwägt, dass eine wirkliche theoretische Nationalökonomie den modernen Kapitalismus doch natürlich von vornherein in grossem Style, seinem ausschlaggebenden historischen Charakter nach erfassen muss. Es ist aber der innere, nur äusserlich in der Sphäre des freien Vertragsschlusses verdeckte Charakter des Kapitalismus, dass er den Austausch zu einem Mittel der Ausbeutung macht. Das steht, wie wir sahen, von vornherein vor jeder Werththeorie fest, sobald man nur den Waarenreichtum zugleich als die Verkörperung der ihm einverlebten Arbeitsmenge betrachtet. Eine theoretische Nationalökonomie, die Sinn für das historisch-charakteristische hat, muss also den Austausch der modernen Kapitalwirthschaft prinzipiell als einen Austausch betrachten, dessen innere Gesetze auf die Ausbeutung, auf die Aneignung fremder unbezahlter Arbeit durch die Kapitalsinhaber hinauslaufen. So aber wird sie durch die innere Nothwendigkeit der Sache selbst dazu gedrängt, die in den Austausch eingehenden Waaren von vornherein als Repräsentanten der in ihnen aufgehobenen Arbeit zu erfassen, und von der Beziehung des Waarentauschwerthes zur Arbeitszeit bei ihrer Analyse der Tauschverhältnisse auszugehen. Sie macht damit den Gesichtspunkt, die Waaren als Arbeitsrepräsentanten aufzufassen, der für die Erkenntniss des Ausbeutungscharakters der kapitalistischen Volkswirtschaft entscheidend ist, für ihre eigenen, auf die Erkenntniss dieser Volkswirtschaft gerichteten Detailuntersuchungen fruchtbar, die Einzelercheinungen solcher Art von vornherein in eine innere Beziehung zu der charakteristischen Gesamterscheinung setzend. Die Vertreter der Gebrauchs- und Grenznutzenpsychologie, auch die, denen jede bürgerliche Interessirtheit an der Verschleierung der kapitalistischen Ausbeutung gänzlich fern liegt, haben für die Grösse dieser die Werththeorie von vornherein mit dem zentralen Wesen des Kapitalismus ideell verknüpfenden Auffassung nicht das geringste Verständniss. Unhistorisch bis auf die Knochen, spinnen sie ihre Deduktionen der subjektiven Werthschätzung aus, die für alle Zeiten gelten sollen, aber eben darum sich als gänzlich ohnnüchtig erweisen, das ökonomisch Charakteristische einer bestimmten, der modernen Zeit, in seinem inneren Zusammenhange zu erfassen und klarzulegen.

Die sozialen Grundlagen der modernen Dichtung.

Von

Wilhelm Bölsche

(Friedrichshagen).

Die Frage, wie sich die Dichtung zum Volk, zu den Arbeitern, zur Sozialdemokratie, zum Sozialismus im Allgemeinen verhalten solle, ist, wie man das so nennt, aktuell geworden. Von oben sind Dichtungen gehemmt worden, weil sie zu „sozial“ seien. Von unten ist hier und da das Wort gefallen, die Dichtung gehe noch immer viel zu wenig mit dem sozialen Zuge der Zeit. Es reizt, dem Problem im Ganzen nachzuspüren, wie sich „sozial“ mit „Dichtung“ bei uns verbinde, und ob es sich verbinde. Das ist denn allerdings kein Problem, das man mit drei Schlagworten abthun kann, es erfordert mancherlei Pionierfahrten durch ein zwar, wie gesagt, aktuelles, aber noch verzweifelt wenig gangbar gemachtes Land.

Für eine Betrachtung der Beziehungen, die zwischen dem Sozialleben unserer Zeit und der modernen Dichtung bestehen, ist es vor allem von einer entscheidenden Bedeutung, wie hoch man Dichtung überhaupt auf ihren kulturellen Werth schätzt.

Was uns die sozialen Kämpfe besagen, das wissen wir heute alle. Unsere ganze Existenz steht in ihnen als Einsatz, — jeder, er mag wollen oder nicht, spielt mit. Nie ist man sich auch theoretisch darüber klarer gewesen, als jetzt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Immer hat die soziale Ordnung der menschlichen Dinge auf der Erde eine Kardinalfrage Aller gebildet; aber an uns tritt die Riesenaufgabe, inmitten eines unabwendbaren Zusammenbruchs alter, überlebter Ordnungsversuche dieser Art ein Neues zu bauen, in dem eine bessere soziale Entwicklungsstufe zum Ausdruck kommen soll; kein Wunder, dass das Wort „sozial“ durch unsere Zeit braust wie ein Sturm und all unser Sinnen und Handeln zu sich heranzwingt, mächtiger als je zuvor.

Anders steht es um die Werthung der Kunst, der Dichtung. Einer (übrigens oberflächlichen) Betrachtung geschichtlicher Vorgänge will es wohl so scheinen, als habe die Kulturmenschheit wenigstens in einzelnen früheren Zeitmomenten der Kunst eine Rolle zugewiesen, die sie unmittelbar neben, ja über die Beschäftigung mit sozialen Problemen stellte. Gerade diese Betrachtung wird aber für die Gegenwart ein solches Verhältniss auf's entschiedenste verneinen müssen. Es haben sich bei uns eine ganze Menge von Faktoren in die Hände gearbeitet, um den eigentlich universalen Werth der Dichtung auf's ernstlichste in Zweifel zu bringen.

Wir sind durch eine ungeheure religiöse Krisis hindurchgegangen, oder gehen, besser gesagt, noch hindurch. Nun steht und fällt die Dichtung an sich gewiss noch nicht mit gewissen religiösen Vorstellungen. Aber geschichtlich steckte sie doch eng damit zusammen, und die grosse Sündfluth, die eine Masse kirchlichen Glaubens fortschwemmte, riss auch hier manches mit, was naive Gemüther vielleicht gerade als das Beste verehrt hatten. Der Bankerott des religiösen Offenbarungsglaubens ist wirklich in gewissem Sinne auch zugleich der Bankerott eines ästhetischen Offenbarungsglaubens gewesen. Mit alten Gottesvorstellungen musste nothwendig auch eine gewisse Form des Gottesgnadenthums, die man als Nimbus um den Dichter gewickelt hatte, fallen.

Wer die Dichtung tiefer fasst, der wird sich freilich sagen, dass sie diesen Nimbus nicht so dringlich braucht und dass sie auch ohne ihn fortblühen kann. Aber es begreift sich doch, dass eine augenblickliche Trübung des Bildes für die Massen entsteht, — diese Massen, die ohnehin stets dem reinsten, ausgeläutertesten Kunstgehalt an fremdesten geblieben sind.

Und es kam Anderes hinzu. An Stelle des Offenbarungsbildes absterbender Religionssysteme hat die Naturforschung in unseren Tagen ein neues, mühsam erkämpftes Weltbild zu setzen versucht, ein Weltbild, das auf der umsichtigen Erforschung und Eingliederung der natürlichen Vorgänge in uns und ausser uns beruhen soll. Es entstand der Wunsch, in dieses neue Weltbild auch den Dichter und die Dichtung, nackt wie sie dastanden nach dem Fall des Offenbarungsnimbus, in einer neuen Weise natürlich einzuordnen. Die erste Frucht war jene Doktrin, die Lombroso berühmt gemacht hat und die in ihrer logischen Konsequenz auf den Satz führen musste, dass die Dichterphantasie nichts viel anderes sei als eine Erkrankung, eine krankhafte Uebertreibung des normalen Phantasiemaasses. Die Dichter wurden uns mit Vorliebe in ihren persönlichen Eigenheiten dargestellt als bedrohte Gehirne hart an der Grenze des Irrenhauses. Und ein roher Handlanger der Forschung, wie Max Nordau, meinte gar an den Besten der Gegenwart schon nachweisen zu können, dass sie diese Grenze eigentlich so gut wie alle auch de facto schon überschritten hätten. Die Dichtung eine Neurose, — wurde ein hübsches Schlagwort. Im Grunde ist ja nichts leichter, als das ganze, mangelhafte Netz auch dieser Beweisführungen aufzudecken. Welcher Satan der Unlogik muss eine angebliche „Forschung“ geritten haben, die zu solchen Resultaten kam! Weil sich gewisse dritte Erscheinungen bei dem Irrsinnigen und dem Genie ähnlich vorfanden, sollten zwei Geisteszustände identisch werden, von denen der eine tief unter das gewöhnliche Niveau herunterdrängt und den davon Betroffenen sozial, wie individuell geradezu in seiner einfachsten, nackten Existenz vernichtet, während der andere sich über jenes Niveau zu einer strahlenden Herrlichkeit erhebt, die seit Jahrtausenden als ein Grundelement menschlichen Kulturfortschritts gepriesen worden ist. Gibt es etwas Unsinnigeres, als ein willkürliches Normalniveau konservativen Philistergeistes als absoluten Messer abzugrenzen und dann Irrsinn und Genie, lähmende Krankheit und Fortschritt gegen das Ideal, für gleich zu setzen, weil sie beide jenes Niveau verlassen? In Wahrheit ist ein Zweifel gar nicht möglich, dass die Genies einer Zeitepoche allemal die wahre Normallinie in sich vereinigen, die eigentliche Entwicklungsschwelle, auf der die nächstfolgende sich erhebt, während jene Normalphilister das Gros der noch nicht Vollenentwickelten und der Zurückgebliebenen, im weiteren Kampfe Auszumerkenden darstellen. Es ist hier nicht der Ort, das breiter auszuführen. Ich wollte nur andeuten, wie von hier eine Trübung kam, die um so gefährlicher sein musste, als sie scheinbar von dem Verlässlichsten ausging, was wir heute haben, der naturwissenschaftlichen Forschung. Streichen wir aber selbst den groben Irrthum darin, so bleibt ein Rest von Misslichem. Es bleibt wahr, dass im Weltbild des Naturforschers, wenn jener Schachzug irrig war, vorerst gar keine rechte Stelle zur Eingliederung des Dichters sichtbar ist. Die dichterische Phantasiethätigkeit, als naturwissenschaftliches Problem gefasst, fällt mit in jene grosse Lücke, die man die psychologische nennen mag, in die Lücke, die offen klafft, sobald man irgendwie den Tiefen des Seelenlebens nahe kommt. Hier

ist alles dunkel und der exakten Forschung noch ganz ungangbar. Und der allgemeine Induktionsschluss des Naturforschers ist einstweilen hier ein Wechsel auf die Zukunft, so riesig, dass man vielleicht noch eine ganze Weltanschauung darauf schreiben kann.

Es liegt nun im Zuge der Zeit, dass sie weniger achtet, was vorerst noch in die Lücke hinsichtlich seiner „Erklärung“ fällt. Die Naturforscher gehen zum Theil mit etwas Unbehagen um die Dichtung herum, weil sie nicht recht heranzugreifen wissen; die Menge aber macht sich daraus den Schluss, es müsse wohl da wirklich nicht viel zu holen sein. Nun kommen noch unsere gangbaren Aesthetiker, die der Dichtung heraushelfen wollen, indem sie sie möglichst vom Realen ablösen, sie verflüchtigen zum Reich des blossen Scheins, der mit Idealen gaukelt, die im Leben niemals erreicht werden sollen. Wer diesen ästhetischen Nebeln sich gläubig hingibt, bei dem erwacht nur zu leicht die Skepsis des gesunden Empfindens mit der Frage, ob es nicht inmitten einer so gewaltig gährenden Zeit wie der unsrigen sehr viel besser sei, an den praktischen Idealen direkt mitzuarbeiten, anstatt sich auf jene schillernde Gaukelei einzulassen, — also etwa in Sozialpolitik und Ethik heute unmittelbar zu suchen, was früher bei der Dichtung gesucht wurde.

Und noch etwas muss genannt werden, was den Hochwerth der Dichtung anzugreifen scheint im strengen Gefüge unseres modernen Denkens. Als sicherstes Bollwerk für die Schätzung des dichterischen Faktors im Lebenswerk der Menschheit galt sonst immer die geschichtliche Betrachtungsweise. Der Dichter erschien über die Jahrtausende fort als der innerlichste, vergeistigste Träger der Kulturentwicklung, — an ihren grössten Wendepunkten sah man ihn in erster Reihe. Auch wo der rohere ästhetische Offenbarungsglaube schon dem geläuterten Ahen einer wirklich einheitlichen, in sich geschlossenen Menschheitsentwicklung gewichen war, blieb der Glaube, dass die besten Dichter ein grosses Theil Menschheitsgeschichte wirklich „gemacht“ hätten. Inzwischen haben sich aber scharf eingreifende Wandlungen in unserer Auffassung geschichtlicher Dinge vollzogen, und sie haben sich vollzogen an den besten Stellen, da, wo man nicht eine alte Schablone nachplappert, sondern vom Geist der Stunde aus resolut das Vergangene zu fassen unternimmt. Die Geschichte beginnt aufzuhören, das Werk von ein paar Königen, ein paar Heerführern zu sein. Der Blick fängt an, in die Tiefe der grossen wirtschaftlichen Grundlagen der historischen Dinge zu dringen, er beginnt die Kulturmenschheit als einen Organismus zu fassen, der um seine Existenz rang seit ältesten Tagen, der abhängig war von den Bedingungen dieser Erde, der in den gleichen Naturgesetzen wurzelte, im Bann der gleichen Naturgesetze nur empor kommen konnte wie jedes andere Ding im All. Endlos lange vernachlässigt, treten heute zum ersten Mal die sozialen, die Massenbewegungen in der Geschichte hervor, das „Volk“ kommt allenthalben in Aktion. Was nie geahnt wurde, dem glauben wir heute bereits auf der Spur zu sein: der Abhängigkeit selbst so scheinbar „ewigen“ Geistesbesitzes wie der Moralbegriffe einer Zeit von der jeweiligen Herrschaft gewisser wirtschaftlich einheitlicher Klassen oder überhaupt der Existenz solcher Klassen. So stolz solche neue, unendlich erweiterte Geschichtsauffassung an sich sein mag: die Dichtung scheint bei erstem Anblick mit ihr am wenigsten zu gewinnen, ja sie scheint unmittelbar zu verlieren. Der Ruhm der Dichtung ruhte auf dem Individuum, von dem durchaus individuelle,

unberechenbare Wellen sich anregend und aufregend in die grosse Fläche der Kultur werfen sollten. Die neue Geschichtsauffassung aber legt den Schwerpunkt auf das Gemeinsame, die gleichsam ideale „Masse“, gegen die das Individuum zurücktritt. Vom Dichter war gesagt und gesungen worden, er solle mit dem Könige gehen. Jetzt versinkt die unbeschränkte Herrlichkeit des Königthums allenthalben vor dem Blick des Historikers, — selbst in den Zeiten der Tyrannis wird klar, dass auch der Tyrann nur ein Produkt der gesellschaftlichen Dinge ist, nicht die Dinge ein vollzogenes Machtgebot des Tyrannen. Wohl durfte man sagen, jene Verknüpfung von König und Dichter sei verhängnissvoll an sich, die bessere Einheit sei auch theoretisch gerade Dichter und Volk. Aber auch dann blieb stillschweigend vorausgesetzt, dass es sich um einen enormen Rangunterschied handle: in das blinde, mit hausbackener Moral und unbeholfenen Schönheitslinien behaftete Volk trat der freie Poet, um aus der räthselhaften Tiefe des Herzens eine höhere, freiere Moral, eine harmonischere Gestaltung der Erdendinge zu verkünden. Das ist aber wieder nicht oder scheint wenigstens nicht das zu sein, was die neue Geschichtsauffassung will. Gerade in der Moral soll auch der Dichter sich abhängig zeigen vom sozialen Leben seiner Zeit, — was man für harmonische Lösungen hielt, das sollen immer nur die harmonischen Lösungen eines bestimmten, letzten Endes wirthschaftlich zu begründenden Standpunktes sein und der Wiederhall, den er damit im Volke findet, soll nicht der Wiederhall einer umwälzenden neuen, zunächst ganz individuell geborenen Lehre in einer allmählich miterleuchteten Masse sein, sondern einfach die Zustimmung nur des Volkstheils, den mit dem Poeten die gleichen sozialen Wünsche und Möglichkeiten umschliessen und aus denen er hervorgegangen ist als ein Einzelner, den auch die Stimmungen dieser bestimmten Masse beherrschen. Und so scheint der Dichter auf jeden Fall eines hohen, wohl gar seines eigenartigsten Verdienstes beraubt.

Hier wie bei den anderen Argumenten wird eine besonnene Betrachtung, die sowohl der Dichtung wie der modernen Geschichtsauffassung wirklich ins Herz schaut, ihre guten Gründe finden, die angebliche Beeinträchtigung der Dichtung doch für Irrthum und Schein zu erklären. Wahrscheinlich steckt vor Allem der verhängnissvolle Irrthum darin, dass man glaubt, die Dinge würden dadurch kleiner, dass man sie in ihre Faktoren auflöst. Als wenn der Wunderbau des menschlichen Leibes seinen Reiz verlöre, wenn das Mikroskop ihn in zahllose organische Zellen zerlegt. Als wenn Zinnober weniger roth leuchtete, nachdem ich weiss, dass hier nicht ein Element, sondern eine Verbindung von Quecksilber und Schwefel vorliegt. Oder als ob der Kulturmensch wieder ein Affe würde, weil mir Darwin zeigt, dass er einstmals einer war! So wird wohl zum grossen Theil als Schädigung der Dichter-Individualität aufgefasst, was in Wahrheit nur eine Analyse ist. Niemals hebt diese Analyse die grosse Wirkung der Ganz-Existenz auf, sie geht im Gegentheil davon aus und fügt höchstens noch einen Sonderreiz hinzu. Aber, sagt man, die Analyse zeigt zugleich das Individuum ganz anders abhängig von einer Menge, als sein Ruhm vertrat, — es soll nur zusammengefasst, nicht neu erfunden haben. Was, frage ich dagegen, wissen wir von Gross und Klein in den Tiefen der Menschenseele? Ist es nicht vielleicht viel mehr Leistung gewesen, als Einzelner das Sehnen und Können vieler Tausende in sich so zusammen zu fassen, dass es für alle eine individuell verklärte, leuchtende Gestalt annahm, in der Jeder sein Bestes

widerstand, — als vaterlos, im Banne einer unbekanntten Uebermacht, etwas in sich zu gebären, das dann einer fremden Masse mühsam aufgeredet werden musste? Es kommt aber hinzu, was wir vor Allem nicht vergessen dürfen: dass jene neue Geschichtsauffassung in die Praxis der Analyse gerade dichterischer Leistung eigentlich noch garnicht eingetreten ist. Die Legende, dass sie die Dichtung herabsetzen werde, ist der wirklichen Arbeit weit vorausgeeilt. Niemals hat sich die Geschichtsschreibung so schwere Probleme gestellt, wie in diesem ihrem neuen Programm überhaupt, — eine der schwierigsten Ecken vollends darin aber ist die Einordnung der künstlerischen Thätigkeit. Und es wird sich erst zeigen müssen, wie sie darin besteht. Es ist hier einer der Punkte, wo so recht ersichtlich wird, wie Schlagworte der wahren Forschung unendlich verfrüht voraufwandern, — wie sie Legenden, Glauben, Entsetzen, Hoffnung und Verzweiflung wecken, die doch alle wahrscheinlich wie Spreu verfliegen müssen, wenn endlich die wirkliche Forschungs-sonne aufgeht.

Wägt man so Wahrheit und Irrthum gegeneinander ab, so ist klar, dass keiner der mitwirkenden Faktoren heute zu einer verminderten Werthschätzung der Kulturrolle der Dichtung wirklich berechtigt. Aber sie wählen doch in der Praxis alle zugleich, und wo immer vom Zusammenhange sozialer und ästhetischer Dinge in unserem Tagesleben die Rede ist, da sieht man gespenstisch ihre Schatten sich am Rande der Debatte auf und ab bewegen. Mir ist das immerfort auffällig, wenn ich die Dichtung heute in den Streit der Meinungen öffentlich auftauchen sehe. Und zwar nicht etwa im wertlosen Dilettantengeschwätz, also dort, wo überhaupt nichts ernst genommen wird. Es tritt gerade am schärfsten heraus da, wo man die Probleme unserer Zeit ganz tief und gross angreifen möchte. Es fehlte der innere Glaube an die grosse kulturelle Kraft, die heute wie vor Jahrtausenden in den scheinbaren Seifenblasen der Dichtung immerzu steckt. Ich glaube so fest, wie man nur eine Ueberzeugung haben kann, dass diese allgemein skeptische Periode eben nur eine Periode ist und dass sie vorübergehen wird, wie eine augenblickliche Sonnenblindheit. Aber wo sie besteht, da wird einstweilen alles Reden über den sozialen Gehalt unserer modernen Dichtung wenig fruchten. Wer die Poesie, die Kunst im Ganzen als eines der höchsten Menschheitsgüter in sich verloren hat, dem wird es wenig oder nichts mehr ausmachen, ob diese hohlen Seifenblasen, die da aufsteigen und eine Weile zwecklos gaukeln und wieder zerplatzen, sozialen Gehalt in irgend einem aufsteigenden oder absteigenden Sinne besitzen oder nicht. Für ihn ist folgerichtig die ganze nachfolgende Betrachtung ohne Werth.

Auf der anderen Seite ist zum Glück nach wie vor eine unabsehbare Gemeinde da, die allen theoretischen Zweifeln ganz fern steht und der Wirkung der Dichtung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts genau so aufrüttelbar und empfänglich begegnet, wie in früheren, besten Zeiten. Und die Dichtung selbst blüht vor unseren Augen eben mit dieser Jahrhundertwende so stark, so innerlich lebenskräftig allerorten auf, dass von irgend welcher Ankränkelung durch graues Grübeln in ihren eigenen Reihen gewiss keine Rede sein kann. Wohl wehrt sich hier und da auch einmal ein Poet dagegen, dass man „soziale Züge“ in seiner Arbeit erkennen wolle. Aber das geschieht nicht aus Geringschätzung der Dichtung an sich. Hier kommt etwas davon zu Tage, was der alte Vischer einmal nicht übel gekennzeichnet hat, wenn er sagte: „Jeder Dichter ist dümmer als er selbst.“ Persönliche Angstmieerei spielt

hinein, es spricht mit einer allgemeinen übertriebene Angst, als solle die Freiheit der Kunst eingeschränkt werden durch philisterhaftes Aus schnüffeln einer bestimmten „Tendenz“, — und schliesslich ist auch ein gut Theil Verworrenheit hinsichtlich des Wörtchens „sozial“ überhaupt darin enthalten. Man denkt sich und fürchtet unter den „sozialen“ Elementen der Kunst bestimmte politische Meinungen des Dichters, übersieht aber, dass im Sinne gerade echt moderner Auffassung auch die Moral nichts mehr und nichts minder als ein echt soziales Phänomen ist und dass der Poet in jedem Zuge, der das ethische Gebiet streift (also im Grunde mit der Hälfte mindestens seines Herzblutes). Stellung nimmt im tiefsten Kern der brennenden sozialen Fragen unserer Zeit. Ich erinnere nur an Hauptmann's „Weber“, die gegen den „Vorwurf“, ein „soziales“ Drama im stürmischen, aktuellen Sinne zu sein, vertheidigt wurden als eine „reine Mitleidsdichtung“ — als wenn nicht eben in dem „Mitleid“ des grossen, so tief individuell angelegten Dichters mit den armen schlesischen Webern der ganze Strom der Zeit, der unsere „soziale Fragen“ mit all ihren schärfsten praktischen Zuspitzungen emporgetrieben hat, quer auch durch die Weberdichtung flosse.

Auf solche Meinungen darf man nicht viel Gewicht legen, wenn man versucht, den Dingen klar in's Auge zu schauen. Und wenn man sich nicht durch die Skeptiker, die an der Dichtung im Ganzen und also auch ihrem eventuellen Sozialgehalt zweifeln, einschüchtern lässt, so wird man sich noch weniger beirren lassen durch ein paar wohlgemeinte, aber schlecht durchdachte Poetenäusserungen, die zwar die Dichtung in den Himmel heben, aber zugleich den Riegel verschieben möchten: die Dichtung dürfe nicht sozial sein. Es handelt sich hier nicht um dürfen, sondern um sein. Alle wahrhaft grosse Dichtung aller Jahrhunderte war sozial in irgend einem Sinne. Auch die moderne ist es, und zwar ist sie es eben als moderne, soweit sich in ihr überhaupt einheitliche Züge nachweisen lassen, in einem ganz bestimmten, nach einer Seite hin gerichteten Sinne. (Fortsetzung im nächsten Heft.)

Der Hamburger Streik.

Von

H. Molkenbuhr

(Hamburg).

Selten hat ein Ereigniss des wirtschaftlichen Lebens so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als der grosse Streik der Hafendarbeiter und Seeleute, welcher am 20. November vorigen Jahres in Hamburg ausbrach. Eine Geschichte dieses Lohnkampfes zu schreiben, ist heute nicht möglich, weil vieles Material erst in der Zukunft gesammelt werden kann. Wenn auch von der Unternehmerpresse, bald nach Ausbruch des Streiks, der Versuch gemacht wurde, denselben als Produkt der Hetzerei hinzustellen und die Hetzer bald im Lager der sozialdemokratischen Partei, dann in englischen Rhederkreisen und schliesslich in den Reihen der organisirten englischen Arbeiter gesucht wurden, so sind diese Versuche aufgegeben, weil sich nach keiner Richtung plausible Anhaltspunkte finden liessen. Will man die Gründe finden, welche 18 000 Mann bewogen, gleichzeitig die Arbeit einzustellen, dann muss man die Lage der Arbeiter untersuchen.

Eine Verschlechterung der Lage der Arbeiter kann durch zweierlei Ursachen begründet werden. Sie kann sich verschlechtern, erstens wenn bei gleichbleibendem Lohn die Preise

für die Lebenshaltung steigen; und zweitens durch Verminderung der Einnahmen der Arbeiter, die durch direkte Lohnreduktionen oder verminderte Arbeitsgelegenheit begründet sein kann.

Bevor wir auf die Untersuchung dieser Fragen eingehen, wollen wir einen Passus aus einem Schreiben des Vorsitzenden der Hamburger Handelskammer und des Rhederer-Verbandes, Herrn Laeisz mittheilen, welches dieser am 12. Juli 1887 an den Vorsitzenden der Tarifkommission der Hamburger Schauerleute richtete, und in welchem er die Grundsätze entwickelte, von denen sich die Rheder leiten lassen. Er schreibt unter Anderem:

„Ich verkenne nicht die Berechtigung Ihres Versuchs, gewisse Missstände bei der Hafendarbeit abzuschaffen. Ob der beigelagte Entwurf eines Tarifs hierzu angethan ist, vermag ich nicht zu beurtheilen, namentlich aber befürchte ich, dass die Forderung der Abschaffung der Akkordarbeit sich als unvereinbar mit der für die Schifffahrt nothwendigen intensiven Arbeitsleistung und der Aufrechterhaltung der Billigkeit der Spesen erweisen wird, deren unser Platz in Konkurrenz gegen die Nachbarhäfen so dringend bedarf“.

So schrieb Herr Laeisz vor 10 Jahren. Intensive Arbeit und billige Spesen sind das Leitmotiv in den Grundsätzen Hamburger Rheder. Die Lebenshaltung ist aber für die Arbeiter in den letzten 15 Jahren immer theurer geworden. Nachdem Hamburg am 25. Mai 1881 sich bereit erklärte, seine Freihafenstellung aufzugeben, wurden die auf dem Kehr wieder und anderen an der Elbe belegenen von Hafendarbeitern bewohnten alten Häuser niedrigerissen.

Die Arbeiter wurden aus der Nähe ihrer Arbeitsstätten fortgetrieben und mussten die an der Peripherie oder in den Vororten belegenen theureren Wohnungen aufsuchen. Während früher Arbeiterwohnungen im Preise von 120 bis 180 Mk. in grosser Anzahl vorhanden waren, gab es 1890 nur noch 14 715 Wohnungen für einen Miethspreis von 240 Mk. und weniger. Um neue Verkehrsstrassen zu schaffen, wurden in den letzten Jahren grosse Theile der alten Stadt, das heisst meistens von Arbeitern bewohnte Häuser, niedrigerissen, so dass mehrere Tausend der 1890 noch vorhandenen billigen Wohnungen heute verschwunden sind. Immer weiter wurden die Arbeiter von ihren Arbeitsstätten fortgedrängt, und so haben sie, ausser höheren Ausgaben für Miete, noch bedeutende Ausgaben, welche sie früher garnicht kannten, für Pferdebahn, Fährgeld und vieles mehr. Ferner stiegen durch den 1888 vollzogenen Zollanschluss alle Lebensmittel im Preise, da früher in Hamburg die Waaren weder dem Zoll noch den Verbrauchssteuern unterworfen waren.

In der Schifffahrt, wie in dem Ent- und Beladen der Schiffe, vollzog sich gleichfalls eine vollständige Umwälzung. Seit 1871 ist die Zahl der Segelschiffe von 4372 auf 2622 zurückgegangen, während die Zahl der Dampfer von 147 auf 1043 gestiegen ist. Das kleine Schiff wird durch Riesenschiffe verdrängt. Während vor 15 Jahren die grössten Schiffe eine Ladefähigkeit von 4000 Tonnen hatten, baut man jetzt Dampfer mit 20 000 Tonnen Ladefähigkeit. Selbstverständlich gehen bei steigender Leistungsfähigkeit der Schiffe die Frachtsätze zurück, und die Rheder rechnen sich künstlich Verluste in ihre Bücher hinein. Sie rechnen, früher kostete bei einem Schiffsneubau die Tonne Ladefähigkeit vielleicht 200 Mk., während sie jetzt für die Hälfte zu haben ist, folglich muss ausser der sonst üblichen Amortisation für Abnutzung auch noch der Theil an Entwerthung abgeschrieben werden, welcher durch die Entwicklung der Technik entstanden ist. So zeigt sich die seltsame Erscheinung, dass bei rapider Entwicklung ununterbrochen über Krisen geklagt wird.

Wie die Krisen im Lichte der Statistik aussehen, davon geben nachstehende Zahlen ein Bild. Im Jahre 1880 liefen im Hamburger Hafen 5099 beladene Schiffe mit 2 564 017 Tonnen Ladung ein. Die Zahl der Schiffe und die Mengen der Waaren steigerte sich von Jahr

zu Jahr. Nur zwei Jahre, 1885 und das Cholerajahr 1892 weisen einen kleinen Rückgang gegen das Vorjahr auf. 1894 war die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 7455 mit 5 808 882 Tonnen Ladung gestiegen. Die Hamburger Ausfuhr steigerte sich in dem gleichen Zeitraum von 2 064 129 auf 4 314 839 Tonnen. 15 Jahre hatten genügt, um den Verkehr mehr als zu verdoppeln, und 1895 konnten die Rheder jubelnd verkünden, dass nunmehr der Hamburger Hafen Liverpool überflügelt habe und nahe daran sei, der bedeutendste Hafen der Welt zu werden.

Gewiss ist, dass mancher kleine Rheder schwer zu kämpfen hat, aber es ist dieses der Kampf des Kleinkapitalisten gegen den Grossen. Während die Besitzer kleiner alter Schiffe dem Bankrott entgegenstreben, liefern die grossen Aktiengesellschaften riesige Ueberschüsse. Von den in Hamburg beheimatheten 357 Dampfschiffen und 284 Seglern sind 186 Dampfschiffe und 16 Segler Eigenthum von Aktiengesellschaften. Die Bilanz dieser Aktiengesellschaften ergab Ende 1895 ein Aktienkapital von 72 535 000 Mk.; ferner waren Schiffe und Grundeigenthum mit 27 874 000 Mk. Prioritätsforderungen belastet. Das Reserve-Kapitalkonto betrug 6 014 012 Mk., Reserve-Assekuranzkonto 9 140 175 Mk. und im Erneuerungskonto (für Kesselerneuerung und Reparaturen) 4 115 396 Mk. Das ganze der Leitung dieser Gesellschaften zu Gebote stehende Kapital beläuft sich somit auf 119 678 583 Mk. Das schwimmende Inventar, wie auch der Besitz an Immobilien, stehen in letzter Bilanz mit 98 855 197 Mk. zu Buch. Der Nettogewinn dieser Gesellschaften war 1895 rund 14 550 000 Mk. Freilich haben viele grosse Gesellschaften ihre Ueberschüsse nicht als Dividende vertheilt, sondern sie zur Anschaffung neuer Schiffe verwandt, so dass der Raumgehalt der gesammten Hamburger Schiffe im Jahre 1896 um 25 pCt. gestiegen ist. Die Kapitalanlage in Schiffen ist eine so bedeutende, dass die Schiffswerften fast nicht in der Lage waren, die Aufträge zu bewältigen. Auch die Frachtsätze wurden theils durch die Rhederorganisationen, theils durch günstige Konjunktoren in die Höhe getrieben. So berichtet der Jahresbericht der Hamburger Handelskammer, dass im September vorigen Jahres die Sätze für Getreidefrachten von New York von 2 Schilling 6 Pence auf 5 Schilling für den Quarter gestiegen sind. Die Frachten von den Häfen des Schwarzen Meeres stiegen von 10 Mk. auf 24 Mk. pro Tonne. Ausserdem rüsten sich die Rheder, um durch Paols (Rhederverbände) weitere Frachtsteigerungen durchzusetzen.

Während so die Lage der Rhederei als eine günstige erscheint, wurden die Arbeiter immer tiefer in ihrer Lebenshaltung herabgedrückt. Die Preise der Lebensmittel stiegen, und die Löhne wurden gedrückt. Ueber einen Theil der beteiligten Arbeiter haben wir eine zuverlässige amtliche Lohnstatistik. Die Seeleute müssen ihre Arbeitsverträge vor den Seemannsämtern abschliessen. Die Höhe des Lohnes wird in den Musterbüchern und Musterrollen genau aufgeführt. Es erhielten nach dieser Statistik die Vollmatrosen, also kräftige, im besten Alter stehende, gelehrte Arbeiter pro Monat: 1890: 59,94 Mk., 1891: 59,90 Mk., 1892: 56,96 Mk., 1893: 55,78 Mk., 1894: 50,53 Mk., 1895: 50,47 Mk. Viel grösser als der Profit für die Rheder aus dieser Lohndrückerei war die Erbitterung in den Kreisen der betroffenen Arbeiter. Sinkender Lohn und steigende Preise der Lebensbedürfnisse, das wirkte schlimmer als die schlimmsten Hetzreden hätten wirken können. Aber nicht einmal die Rücksichten der Konkurrenz konnten die Hamburger Rheder als Entschuldigung für die Lohndrückerei geltend machen, denn während die auf der Höhe der Zeit stehende Hamburgische Rhederei 50,47 Mk. Monatssteuer an Vollmatrosen zahlte, zahlte man in den Schleswig-Holsteinischen Nordseehäfen 52 Mk., in Bremen 54,42 Mk., in Hannover und Oldenburg 60,66 Mk.

So stand es, als die im Herbst eingetretene äusserst günstige Konjunktur den Arbeitern bekannt wurde. In erster Reihe waren es die Schauerleute, die Arbeiter, welche die

Seeschiffe ent- und beladen, welche eine Lohnerhöhung von 0,80 Mk. und Beseitigung anderer Missstände forderten. Die Schauerleute stehen selten in direktem Arbeitsverhältniss zu den Rhedern. Die Rheder lassen die Lösch- und Bodenarbeiten durch Stauer besorgen. Die Stauer sind Zwischenunternehmer, die nur Arbeit und Arbeiter annehmen und die zu diesen Arbeiten nöthigen Geräthe im Besitz haben. Die Ueberwachung der Arbeit lassen sie durch sogenannte Vice besorgen.

Als die Arbeiter ihre Forderungen stellten, wandten die Stauer sich an die Rheder. Nun wurde ein Angebot gemacht, welches eine Erhöhung des Minimallohnes zum Zweck hatte. Andererseits sollte für die besonders gesundheitsschädlichen und schweren Arbeiten, für welche gegenwärtig ein erhöhter Lohn gezahlt wird, dieser Zuschlag in Wegfall kommen, wenn es sich um gemischte Ladungen handelt. Gemischte Ladungen sind aber die Regel. Die angebotene „Lohnerhöhung“ würde die Rheder nichts oder sehr wenig gekostet haben. Dieses fast wie eine Verhöhnung klingende Angebot wurde zurückgewiesen und nun trat der Streik ein. Sobald ein Glied des grossen Getriebes im Hafen ausser Thätigkeit tritt, stockt das ganze Leben. Jetzt traten auch die anderen Zweige, die Ewerführer, die Speicherarbeiter, die Quaiarbeiter, die Flussmaschinenisten und Krahnführer, die Kohlenarbeiter, Donkeyleute und Seecleute mit Forderungen heran.

Um jene Zeit machten der Chef der Hamburger Polizei, Senator Dr. Hachmann, der Vorsitzende der Hamburger Bürgerschaft, S. Hinrichsen, und der Vorsitzende des Gewerbegerichts den Vorschlag, durch ein Schiedsgericht die Sache zu regeln. Der Vorschlag wurde von den Arbeitern sofort angenommen. Die Rheder und Stauer entschieden aber nicht selbstständig, sie überliessen die Entscheidung dem „Arbeitgeber-Verein von 1890“. Nun lehnten Cigarrenfabrikanten, Innungsausschuss, Verein der Handelsgärtner und andere dem Streit völlig fernstehende Unternehmergruppen den Vorschlag mit einer protzenhaften Begründung ab. Sie machten aus der Frage eine Machtfrage und wollten zeigen, dass das koalierte Unternehmertum eine grosse Macht sei. Ihre Macht bewiesen sie auch dadurch, dass sie alle auf der Landstrasse liegenden Arbeitslosen nach Hamburg zogen und dort, so gut es ging, emige Arbeiten von ihnen machen liessen. Die so neugebackenen-Hafenarbeiter wurden, obwohl die Zollanschlussverträge es untersagen, im Freihafengebiet auf Schiffen einquartirt. Im Reichstage machte der Staatssekretär in schroffster Form gegen die Streikenden Front. Wenn verheirathete Leute, wie dieses bei tausenden Vollmatrosen und Kohlenziehern der Fall ist, ihre Familie nicht mit 40 Mk. den Monat ernähren können und höheren Lohn fordern, so nannte er einen deshalb hervorgerufenen Streik den unbegründetsten, der jemals vorgekommen sei. Hier zeigt sich deutlich, dass die Grossrheder bei der Regierung einen viel grösseren Einfluss haben, als die Konfektionäre. Man versuchte das Publikum dadurch gegen die Streikenden aufzubringen, indem man die Löhne von einigen hundert der bestbezahlten Akkordarbeiter oder Vices veröffentlichte. Alle, welche mehr als 1200 Mk. verdient hatten, konnten ihren Namen und Arbeitsverdienst in den Zeitungen lesen, aber nicht ganz 600 Namen konnte man unter 18,000 finden, mit deren Arbeitsverdienst man prahlen konnte.

Die Folge der Ablehnung des Schiedsgerichts war, dass jetzt alle Arbeiter, welche Forderungen gestellt hatten, in den Streik eintraten.

Vor Weihnacht wurde noch einmal ein Vermittlungsvorschlag gemacht. Der Hamburgische Senat hatte sich dahin geäußert, wenn er von einer der streitenden Parteien aufgefordert werde, die Vermittlung zu übernehmen, er dann den Versuch zur Schlichtung des Streiks machen werde. Die Arbeiter, welche stets zum Frieden geneigt waren, richteten ein dementsprechendes Gesuch an den Senat. Der Senat konnte aber nicht selbstständig handeln, sondern er antwortete mit einem, in seinem Wortlaut im Arbeitgeberverband beschlossenen Schreiben, in welchem die Arbeiter zur sofortigen Wiederaufnahme

der Arbeit unter den alten Bedingungen aufgefördert wurden. Obwohl das Streikkomitee und die bekannten Führer die Annahme dieses Vorschlages empfahlen, so wurde er doch mit überwältigender Mehrheit abgelehnt.

So dauert der Kampf nun schon zwei Monate. Die Arbeiter, im Vertrauen auf ihre gute Sache, harren mit seltener Einigkeit aus. Auf der anderen Seite stehen die Unternehmer, von denen einige den Arbeitern überhaupt jedes Recht absprechen. Andere hoffen, dass durch die Opfer des Kampfes die Arbeiter sich verbluten. Die Rheder, welche zwar direkt betheiligt, haben durch die Fortdauer des Streiks keinen anderen Nachtheil, als dass ihre Schiffe eine Zeit lang still liegen. In den Konossementen haben sie sich gesichert, dass sie für keinen Schaden haften, der durch Streiks entsteht. Dafür haben sie die Hoffnung, dass durch das Stillliegen des bedeutendsten Hafens des Kontinents auf dem Frachtenmarkt eine Situation sich herausbildet, die zur Preistreiberei gut geeignet ist. Den bedeutendsten Schaden haben die völlig unbetheiligten Exporteure zu tragen. Ihre Waaren verderben oder sie müssen wegen nicht innegehaltener Lieferfristen Konventionalstrafen zahlen.

Gleichzeitig entsteht in Hamburg ein Zustand, der ähnlich ist wie der 1892 beim Ausbruch der Cholera. Alle verfügbaren, auf niedrigster Stufe der Lebenshaltung stehende Arbeiter werden dort zusammengezogen und in Massenquartieren eingepfercht. Reinlichkeit und gesunde Ernährung kosten Geld. Die Rheder drängen auf billige Spesen und so bereiten sie selbst den Boden für die nächste Seuche. Wie auch der Kampf enden mag, die Unternehmer haben die Macht des Solidaritätsgefühls unter den Arbeitern kennen gelernt, und sie werden es sich in Zukunft wohl überlegen, bevor sie es zum zweiten Male zu solchem Kampf kommen lassen.

Anmerkung der Redaktion: Seit Beendigung des obigen Aufsatzes sind erneute Verhandlungen eingeleitet worden, diesmal unmittelbar zwischen Arbeitern und Unternehmern. Wir kommen im nächsten Heft darauf zurück.

Die Marxistische Sozialdemokratie des Herrn Max Lorenz.

Von

Dr. Eduard David

(Mainz).

Die Sozialdemokratie ist nicht unfehlbar, und die Sozialdemokraten sind keine Engel. Wie bei anderen Sterblichen, so giebt es auch an unserem Denken und Thun Manches, was besser sein könnte, und wir haben keinen Grund, denen unseren Dank zu versagen, die sich bemühen, uns zur Erkenntniss unserer Irrthümer und Schwächen zu verhelfen. Freilich die meisten unserer geistigen Vernichter machen sich ihre Aufgabe so leicht, dass wir ihnen statt Dank nur Mitleid zollen können. Aber auch diejenigen unserer Kritiker, denen man das Streben nach „wissenschaftlicher Objektivität“ nicht abstreiten kann, haben wenig Erspreßliches geleistet. Sie scheitern zumeist schon an der Schwierigkeit, von Aussen her einen richtigen Einblick in das Innere der Sozialdemokratie zu erlangen. Nebensächliche Dinge gelten ihnen als Hauptsachen; individuelle Eigenheiten werden als generelle Tendenzen aufgefasst; Worte werden wie Werke gewerthet.

Da kommt nun endlich Jemand, der Gelegenheit hatte, die Sozialdemokratie von Innen aus kennen zu lernen. Herr Max Lorenz hat längere Zeit als Redakteur mitten in der parteipolitischen Tagesarbeit ge-

standen. Er ist an der Sache, der er sich vor einigen Jahren als junger Student in die Arme geworfen hatte, irre geworden, ist ausgetreten und hat das Fazit seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens der Öffentlichkeit unterbreitet. „Die Marxistische Sozialdemokratie von Max Lorenz“ lautet der Titel seines bei Georg H. Wiegand in Leipzig erschienenen Buches.

Was wird die Sozialdemokratie nun alles zu hören bekommen? Hier wird sie einmal auf Herz und Nieren geprüft werden. Ihres Wesens innerstes Wesen wird ihr im Spiegel „reinen Anschauens“ vorgehalten werden. — Fehl geschossen! Das Buch richtet sich gar nicht gegen die Sozialdemokratie. Es richtet sich nur gegen die Marxistische Sozialdemokratie. Doch nein, auch nicht gegen diese im gewöhnlichen Sinne der Bezeichnung. Herr Lorenz schleudert seine vernichtenden Geschosse gegen ein Produkt seiner logischen Scheidekunst, dem er den Namen „Marxistische Sozialdemokratie“ beilegt. So rechtfertigt es sich auch, dass auf dem Titel des Buches hinter Sozialdemokratie kein Punkt steht.

Was haben wir uns unter der „Marxistischen Sozialdemokratie von Max Lorenz“ vorzustellen? Weder den Marxismus noch die Sozialdemokratie. „Es ist eben nicht die Aufgabe dieses Buches gewesen, Marx und den Marxismus oder die Sozialdemokratie zu charakterisieren und kritisieren, sondern nur auf eine Darstellung der Marxistischen Sozialdemokratie kommt es an. Bei der Verbindung des Marxismus mit der sozialdemokratischen Parteibewegung kann es nicht ausbleiben, dass gewisse Elemente beider Seiten frei wurden und sich verflüchteten, und darum als charakteristische Merkmale der Verbindung nicht mehr in Betracht kommen.“

Danach könnte jemand meinen, die „Marxistische Sozialdemokratie“ sei die Sozialdemokratie, soweit sie Marx'sche Lehren anerkenne, ein „Marxistischer Sozialdemokrat“ sei jeder Sozialdemokrat, der vom Erkenntnisbaum des Marxismus gegessen. Allein, wenn Jemand das meint, so irrt er sich. Ein Sozialdemokrat kann sehr wohl Marxistische Grundgedanken anerkennen, ohne unter den Begriff der bösartigen politiko-chemischen Verbindung zu fallen, die Herr Lorenz als „Marxistische Sozialdemokratie“ herausdestilliert hat. Wie weit die Grenzen des erlaubten Marxismus gehen, ist allerdings schwer zu sagen. Aber vielleicht giebt die Stellung, die Herr Lorenz selbst zu Marx einnimmt, anlehnungsbedürftigen Leuten einen sicheren Anhalt. „Um der Gerechtigkeit und Dankbarkeit willen“ hat er nämlich zu bemerken: „Karl Marx und die Bedeutung seiner Lehre kommen, soweit sie für die „Marxistische Sozialdemokratie“ in Betracht zu ziehen sind, sicher zu kurz.“ Das ist die Schuld derer, die Marx nur als Politiker „ausschlachten“. „Als Politiker war Marx mit den Zufälligkeiten seiner Zeit behaftet, aber als Gelehrter ragt er über seine und auch noch unsere Zeit hinaus.“ Als solcher hat er das Glück gehabt, Wahrheiten zu erforschen und zu verkünden, denen auch Herr Lorenz seine Zustimmung erteilt: Zweierlei scheint ihm in der Marx'schen Lehre „für die heutige und die künftige Zeit von bestimmender Bedeutung: die Betonung des sozialen Gedankens, der sich aber nicht philanthropisch breit macht

und in Bettelsuppen und Almosen manifestirt, sondern sich für die gesammte Kulturwelt in Widerstand und Kampf als herrschendes Prinzip naturnothwendig durchsetzt — das ist das Eine: das Andere aber ist der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen sogenannter materiell wirthschaftlicher und sogenannter geistiger Bewegung in der Entwicklung der Gesellschaft, wodurch ein werthvoller Beitrag für die Erkenntniss der Einheit des Weltganzen geliefert ist, eine Erkenntniss, auf die die gesammte moderne Wissenschaft hinauszulaufen scheint.“

Wenn ich die philosophisch vorsichtige Ausdrucksweise dieser Sätze richtig zu interpretiren vermag, so erkennt Herr Lorenz mit dem „Anderen“ das Wesentliche der „materialistischen Geschichtsauffassung“ an, und mit dem „Einen“ die daraus gezogene taktische Konsequenz des Klassenkampfes. Soweit mindestens darf also wohl auch ein Sozialdemokrat Marxist sein, ohne dadurch der „Marxistischen Sozialdemokratie“ anheimzufallen. Woran in aller Welt erkennt man nun aber den Lorenz'schen echten und rechten „Marxistischen Sozialdemokraten“? Sehr einfach: „Marxistischer Sozialdemokrat“ ist jeder, der alles das glaubt, glauben zu müssen, wovon Herr Lorenz glaubt, dass ein „Marxistischer Sozialdemokrat“ es als logische Konsequenz der Marx'schen materialistischen Geschichtsauffassung glauben müsse.

Und was glaubt Herr Lorenz, dass ein solcher Unglücksmensch alles glauben müsse? — Ein „Marxistischer Sozialdemokrat“ muss z. B. glauben, die materialistische Geschichtsauffassung offenbare die „letzten Ursachen“ der geschichtlichen Bewegungen; sie löse auch das philosophische Problem des menschlichen Bewusstseins, indem sie dieses als „ein Produkt des gesellschaftlichen Lebens“ bezeichne. Für den „Marxistischen Sozialdemokraten“ sind die einzelnen Menschen, die in der Gesellschaft leben, „nur Glieder der gesellschaftlichen Einheit, existiren nur vermöge der Gesellschaft, haben darum auch nur gesellschaftliche Eigenschaften, sind Gesellschaftsgeschöpfe mit Gesellschaftsbewusstsein“. Der Marxist sieht nicht, dass der Mensch zu gleicher Zeit Sozial- und Individualwesen ist. Kein Wunder, dass ein so verblendeter Tropf, darin „logischer Weise“, auch zu ganz absurden Folgerungen über das Verhältniss des Individuums zur Gesellschaft gelangen muss.

Das zeigt sich am eklatantesten in den Vorstellungen, die der „Marxistische Sozialdemokrat“ garnicht umhin kann, sich vom „Zukunftsstaat“ zu machen. „Versuchen wir, diese Position der Gesellschaft im Sinne der Marxistischen Sozialdemokratie zu charakterisiren“:

Die Arbeitstheilung muss wegfallen, denn sie enthält in sich „nothwendigerweise“ auch die Klassentheilung und die Klassenherrschaft. Da die Arbeitstheilung es aber gerade war, die „zum ersten Male das Individuum sichtbar in die Erscheinung treten liess,“ und da „Hand in Hand mit der Arbeitstheilung sich das Individuum stärker herausbildete und ein immer reinerer Begriff der Individualität entstand,“ so sieht man schon, was mit dem „nothwendigen“ Wegfall der Arbeitstheilung eintreten wird, das Individuum wird „wieder völlig verschwinden“, der Begriff der Individualität „in unserem Gehirn ausgelöscht“. „Dieser Meinung ist aber der Marxistische Sozialismus, indem er das Individuum

ideell vernichtet durch die Theorie von der blossen Gesellschaftsnatur des Menschen, und es reell beseitigen will durch die Aufhebung der Arbeitstheilung“.

Die Vertheilung der Produkte hat man sich logischer Weise nach dem Satze: „Jedem das Gleiche“! vorzustellen. Zwar haben die Sozialdemokraten auch den Satz: „Jedem nach seinen Bedürfnissen“! aufgestellt. Aber beide Sätze stehen „garnicht in Widerspruch zu einander“, denn: „Mit den Klassenunterschieden, mit der Arbeitstheilung müssen — nach materialistisch-historischer Auffassung des Menschen — schliesslich auch die persönlichen Unterschiede schwinden, die Menschen immer gleichartiger werden, von gleichem Charakter, gleichen Fähigkeiten, gleichen Bedürfnissen.“

Wie müssen sich die „Marxistischen Sozialdemokraten“ die zukünftige Ehe vorstellen! Kautsky behauptet zwar in seinem „Erfurter Programm“: „Frei über sich verfügend, gleich dem Manne wird sie (die Frau der kommunistischen Zukunft) jeder Art von Prostitution, der gesetzlichen wie der ungesetzlichen, ein Ende machen und zum ersten Mal in der Weltgeschichte die für Mann und Weib gleich geltende Einehe zu erheben“ — aber dieser Satz erklärt sich nur daraus, dass Kautsky's „Erfurter Programm“ eine Agitationsschrift sein soll, „in der die Rücksicht auf den in der Welthistorie nicht bewanderten Spiessbürger die Feder führt“. Kautsky lügt also aus agitatorischen Zwecken; Lorenz weiss besser, was vom Standpunkt der konsequenten, marxistisch-sozialistischen Auffassung gelehrt werden muss. Da der „Marxistische Sozialismus“ nämlich völlig übersieht, dass das Verhältniss zwischen Mann und Weib „doch nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch und vor allem geschlechtlicher Natur“ ist, so betrachtet er die Entwicklungsformen der Ehe „auch immer nur von ökonomischer Grundlage aus, niemals nach der individuell-psychologischen Seite hin“. Man kann daher „im Rahmen des Kommunismus sicherlich von Mann und Weib nicht mehr als von Individuen, sondern nur noch als von männlichen und weiblichen Gliedern des Gesellschaftskörpers reden.“ An Stelle der Einehe muss also die „gesellschaftliche Ehe“ treten. „Die Ausübung sogenannter ehelicher Pflichten wird eine gesellschaftliche Funktion, deren Inszenirung man sich vielleicht ebenso — ohne staatliche Gewaltmittel — denken kann, wie die Zuteilung der mannigfachen Arbeiten im Produktionsprozess.“ Das mag zugleich als Stichprobe dafür dienen, auf welches Niveau Geist, Witz und Geschmack des Herrn Lorenz herabzusteigen vermögen.

Es erübrigt sich nach dem Gesagten auch wohl, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Wer die Absicht hat, der „Marxistischen Sozialdemokratie von Max Lorenz“ beizutreten, der mag sich das Buch anschaffen und daraus entnehmen, was für blödsinnige Konsequenzen aus falschen Prämissen er sonst noch logischer Weise zu ziehen hat, um ein würdiges Mitglied dieser Gesellschaft zu werden. Er hüte sich dann aber, in Gegenwart marxistischer Sozialdemokraten gewöhnlicher Art seine Meinungen zum Besten zu geben. Er würde ausgelacht werden.

Die „materialistische Geschichtsauffassung“ ist nichts mehr und nichts weniger als eine Geschichtsauffassung, der die Sozialdemokratie die

klare Erkenntniss ihres taktischen Prinzips des Klassenkampfes verdankt. Ob irgend ein unphilosophischer Kopf darüberhinaus mit der materialistischen Geschichtserklärung psychologische oder metaphysische Probleme lösen zu können glaubt, ist ihr völlig gleichgiltig. Dem Lorenz'schen Urtheil über Engels' materialistische Metaphysik stimme ich völlig bei. Ich bezweifle aber, dass Marx diese getheilt hat, und wenn er sie getheilt hätte, was verschlüge das der sozialdemokratischen Partei? Was Kautsky anlangt, so hat er sich in seiner neulichen Diskussion gegen Bax in der „Neuen Zeit“ ausreichend gegen die Lorenz'sche Auffassung von der Auffassung des „Marxisten“ von der Marx'schen materialistischen Geschichtsauffassung verwahrt. — Wie sich die Sozialdemokratie zum Individuum, seinem Recht auf Entwicklung und spezifische Auslebung stellt, das besagt schon deutlich genug der zweite Bestandtheil ihres Namens: Demokratie. Die Sozialdemokratie vereinigt in ihrem theoretischen Wesen das sozialistische Prinzip der Unterordnung unter die Gesamtheit mit dem demokratischen Prinzip der individuellen Selbstständigkeit des Einzelnen. Das erstere wendet sich nach der kollektivistischen, produktionsellen, das letztere nach der individualistischen, konsumtionellen Seite des Kulturlebens hin. Die Forderungen unseres Programms reden da laut und deutlich. Aber die passen Herrn Lorenz nicht in seine logischen Deduktionen. Und ebensowenig passt die Fülle der sozialdemokratischen Praxis auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet da hinein. Hier aber, in ihrem parlamentarischen und gewerkschaftlichen Wollen und Wirken ist das Wesen der Sozialdemokratie zu studiren. Hätte Herr Lorenz diesen, allerdings unbequemen Weg eingeschlagen, dann wäre er vermuthlich auch zu anderen Schlussfolgerungen über die sozialdemokratische Partei gekommen. Dann würde er schwerlich gefunden haben, dass sie in zwei feindliche sich gegenseitig lähmende Gruppen gespalten ist, sondern dass sie sich — unbeschadet aller persönlichen Meinungsgegensätze in einzelnen Fragen — in Nord und Süd, Ost und West als eine in gleichgerichteter Bethätigung vorwärtsdringende Massenbewegung offenbart. Es ist der eine gewaltige Emanzipationskampf des Proletariats, das überall zum Solidaritätsbewusstsein gelangend, sich organisirt, um mit vereinter Kraft seine wirthschaftliche, politische und kulturelle Befreiung zu erringen.

Die versunkene Glocke.

Von

Ria Claassen

(Zürich).

I.

„Sie war nicht für die Höhen — nicht gemacht
Den Widerschall der Gipfel aufzuwecken . . .
Im Thale klingt sie, in den Bergen nicht!“

So hat nun auch dieser Berufene endlich das grosse Erlösungswort für die Kunst klar und deutlich ausgesprochen, nachdem er im „Hannele“ die Erlösungsthat ihm hatte vorangehen lassen. Dass das deutlichere, weniger kraft-

volle Wort auf die That folgen musste, wenn er verstanden sein wollte, war nicht des Dichters Schuld.

Der Dichter der „Weber“, der Einzige, der den sprödesten, ein rein ästhetisches Verhalten fast unmöglich machenden Stoff und die sprödeste, ermüdendste Technik in ein Kunstwerk zu vereinen wusste, hat es dennoch gesagt von der ganzen früheren Richtung seiner Kunst: „Im Thale klingt sie, in den Bergen nicht!“ Damit hat er den modern-bürgerlichen Geist, den kein echter Künstler zu ertragen vermag, in sich überwunden: jenen Geist, dessen mysteriösem, „wissenschaftlichen“ Allwissenheitsdünkel und dessen nüchtern alltäglicher Kleinigkeitskrämerei wir alle heute verfallen bleiben, die wir nicht Künstler, sondern Kämpfer sind, — mögen wir hüben oder drüben stehen. Der Künstler in Hauptmann hat den modernen Menschen getödtet; denn der Künstler ist nicht modern, er ist zukünftig. Er kann sich sein Theil aus dem Sonnenreiche der Zukunft vorweg nehmen, und wenn er uns Theil haben lassen will daran, so, dünkt mich, thut er besser daran, als uns zu zeigen, was wir nur zu gut selbst kennen: unsere eigene Befangenheit und unser eigenes Elend.

So ist auch der Glockengiesser Heinrich in Hauptmann's neuestem Werk dieser schweren Welt unter dem „Fluche der Sonnenmutter“ müde geworden, denn er ist ein Künstler. „Du Reicher, der so vieles geben kann, du Gottesstimme“, nennt ihn sein Weib, und so nennen ihn im Innern viele andere. Aber er selbst denkt nicht so von sich. Die Glocken, die er gegossen, und die den tauben Ohren der Thalmenschen so herrlich klingen, dass sie selbst das Gebirge mit ihrem Klang zu zähmen meinen, ihm klingen sie nicht länger so, so wenig wie den freigebornen, luftigen Geistern der Berge. „A weesst wull, wu's da Dingern oalla fahlt: oam Besta fahlt's'n und an Sprung hot jede“, sagt die alte Wittichen, die „Buschgrossmutter“ aus dem Bergwald, von ihm. „Der Dienst der Thäler lockt“ ihn daher nicht mehr; was in ihm ist, „will bergwärts steigen,

im Klaren überm Nebelmeere wandeln

und Werke wirken aus der Kraft der Höhen.“

Darum ist ihm die alte Glocke, das Meisterwerk seines bisherigen Lebens, auch versunken im tiefen See, und hätte ihn mit hinabgerissen, wenn nicht ein Bote einer neuen, längstgeahnten Welt ihn aufgefunden und gerettet hätte. Das ist die ahnungsreiche Höhenwelt der „windleichten Elfengeister“, die die Thränen nicht kennen, die Welt, mit der „entzweit, ein Schaffender die Erden-schwere“ nimmer zu „überwinden“ vermag.

Dort kann ihm „als Geschenk zufallen“, was er unten „mit blutigen Sohlen“ vergebens gesucht hat. Dort kann er sich so reich fühlen wie jener, einer „blühenden Abendwolke“ gleichende Baum, aus dem „das wollüstig tiefe Sausen“ ungezählter Bienen herabdringt, so reich, um es in die Welt hinausrufen zu können: „Wo durst'ge Bienen sind, die mögen kommen!“

Denn nicht für sich will er ja seinen Reichthum. Die Ohren all der Tauben im Thal will er füllen mit dem Klang seines Wunderglockenspiels, mit dem alten, vergessenen „Heimathlied, aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft, gekannt von jedem, dennoch unerhört.“ Alle will er sie damit zurückführen zur Mutter Sonne, die verlorenen und verirrtten Kinder, und dann sollen sie, so träumt er, hinaufjubelnd an's Kreuz treten,

„Wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
Der todte Heiland seine Glieder regt,
Und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
Ein Jüngling, in den Maien niedersteigt.“

Dem Schöpfer dieses Wunderwerks, wer er auch sei, scheint Gerhart Hauptmann mit den Worten Rautendelein's, als diese beim Nahen Heinrich's den grämelnden Pfarrer zur Ruhe verweist, entgegenzujauchzen:

„Ei schau doch vor dich! sieh, wer kommt gegangen?
Vernimmst Du seines freien Wandelschritts
Gleichmässig Klingen nicht? Will denn dein armes Schmähn
Noch immer nicht in Jauchzen übergehn?
Fühlst Du noch nicht des Balderauges Glanz?
Durchdringt es Deine Glieder nicht wie Tanz?
Das Gräslein freut sich, das sein Fuss zerbricht.
Ein König naht. Du, Bettler, jubelst nicht?
Eia juchheia! Meister, sei gegrüsst!“

II.

Ja, dort oben in den Höhen allein wird das Werk geschaffen, das heilige, erlösende! Aber nicht der Freigewordene schafft es, der mit dem Ziel vor Augen, grübelnd und träumend, mühsam hinaufklimmt. Er schleppt die tausend weichen Fäden mit sich, die von unten her um sein Herz geschlungen sind, und wenn er sie nutzlos zerreisst, verfällt er in unsühnbare Schuld. Das ist das ergreifende Schicksal Meister Heinrich's in der „versunkenen Glocke“. Aber für den Auserwählten, den Freigeborenen, den sonnenglänzenden Balder, Siegfried, den Sonnenheld, — für ihn giebt es keine Schuld, denn wo er hintritt, geht sein Recht mit ihm. Darum schafft er das Werk. „Der glücklichste Mann ist der grösste Mann“, sagt Ibsen in den „Kronprätendenten“. „Der glücklichste ist's, der die grössten Thaten vollbringt; er, in dem die Forderungen seiner Zeit aufflammen wie in Gluth; Gedanken in ihm erzeugen, die er selbst nicht fasst; ihm den Weg zeigen, von dem er selbst nicht weiss, wohin er führt, den er aber geht und gehen muss, bis er das Volk laut jubeln hört und mit weit offenen Augen verwundert um sich schaut und begreift, dass er ein grosses Werk vollbracht hat.“

Auch hier in den „Kronprätendenten“ giebt es einen Berufenen, der gern auserwählt sein möchte, dessen „Wille stets dorthin will, wohin Gottes Finger nicht für ihn deutet. Es ist der Jarl Skule Bordsson, der falsche Kronprätendent. Er, der „ungesunde Zweifler“, der an seinem eigenen Zweifel zweifelt, hat König Hakon, den der felsenstarke Glaube an sich selbst unüberwindlich macht, seinen „grossen Königsgedanken“ gestohlen, weil er den Gedanken des andern liebt, wie das eigne Kind seiner Seele. Und er sündigt für diesen Gedanken, der nicht sein ist, und reisst den andern in die Sünde, der nur dazu da ist, an ihn zu glauben, damit er sich selbst in den Glauben an sich hineinlügen könne. „Skule Bordsson war ein Stiefkind Gottes auf Erden,“ sagt König Hakon an seiner Leiche, — „das war das Räthsel an ihm!“

Ibsen hat dasselbe Problem varürt im „Baumeister Solness“. Auch Baumeister Solness hat der Jugend, vor deren Anklopfen an seine Thür er sich so fürchtet, den grossen Schöpfergedanken vorweggestohlen, zu dem ihm die

Schöpferkraft fehlt: denn wenn er so hoch steigt, als sein Wille ihn weist, so muss er stürzen. Auch er zweifelt bis zum Zweifel an seinem eigenen Zweifel, und auch er braucht den Glauben eines andern an sich, eines Starken, der von der gefürchteten, und doch heimlich so erschnitten, Jugend zu ihm vorkommt. Nur fehlt ihm auch, was Jarl Skule bis zu einem gewissen Grade nach hat: das „robuste Gewissen“. Jarl Skule würde die äusserliche Erfüllung seines angemessenen Strebens ertragen; Baumeister Solness erträgt sie nicht. Sein Gewissen ist so „schwächlich“ geworden, dass er an dem Preis, um den er das Glück immer wieder erkauft, innerlich zu Grunde geht. Er empfindet die „heimlichen Helfer und Diener“, die herbeizurufen er die Macht hat, nur noch als den Unhold in sich, als zahllose verderbliche Teufelchen. „Ich will Ihnen sagen, wie das Glück empfunden wird!“ sagt er zu Hilde. „Es wird empfunden wie eine grosse hautlose Stelle hier auf der Brust. Und die Helfer und Diener nehmen Hautfetzen von anderen Menschen, um meine Wunde zu schliessen. Aber die Wunde heilt doch nicht zu. Nie — niemals!“

Aber Baumeister Solness wie Jarl Skule sündigen doch, ob unter mehr oder weniger Qualen, mit dem vollen Bewusstsein der Sünde; sie wissen von Anfang an nur zu gut um sich Bescheid. Mit Hauptmann's „Meister Heinrich“ ist es anders. Wohl sündigt er, aber nur in der Verblendung über sich selbst. Er wartet nicht, bis man das Priesterkleid von seinen Schultern zerrt, er wirft es freiwillig ab. Denn zwischen ihm und diesen beiden ist der Unterschied, dass es ihm nicht um sich zu thun ist, sondern nur um sein Werk, nur um sein Werk. Aber er glaubt an sich; und daher kann er, als der Pfarrer seines Dorfes aus dem Thal zu ihm heraufsteigt, um ihn an sein verlassenes Weib und seine Kinder zu mahnen, ihm mit ruhiger Ueberlegenheit die ganze Unmöglichkeit seiner Forderung entgegenhalten: „Soll der, der Falkenklauen statt Finger hat, 'nes kranken Kindes feuchte Wangen streicheln?“ Was will er, der „ganz Liebe ist, in Lieb' erneut“, denn anderes, als das Glück für sie, für sich, für alle? Und als das aufgeregte Volk aus dem Thal, einer Meute gleich, ihn jagen will, den Abtrünnigen, da bekämpft er es mit dem stolzen Wort: „Euch schütz' ich wider Euch! Das ist die Lösung!“

„Kommt an! Was Euer ist, bewahr' ich Euch.“

Doch sein Werk schreitet vor. Und unter die Ausgeburten seines schaffenden Innern, die ihn als dienende Zwerge umstehen, mischen sich zu den freudig hilfreichen auch tückische und quälende; der boshafte Zwerg, der nur die Mängel sieht, drängt sich zu, ihm sein Wissen ins Ohr zu flüstern, bis der zornige zerstört, was eben geschaffen ward, und der gekrönte Zwerg, der nur einmal spricht, bei der Vollendung, er verlässt ihn Tag für Tag immer noch schweigend. Im willenlosen Schlaf schon beschleichen ihn die finsternen Mächte des Zweifels und raunen es ihm zu:

„Umsonst sind Deine Opfer: Schuld bleibt Schuld!

Den Segen Gottes hast Du nicht ertrötzt,

Schuld in Verdienst, Strafe in Lohn zu wandeln.“

Weh und brennend beginnt er es zu fühlen:

„Ich bin ein Mensch. Kannst Du dies fassen, Kind:

Fremd und daheim dort unten — so hier oben

Fremd und daheim . . . Kannst Du das fassen?“

Der „Klagelaut . . . der längst begrabene Ton“ schleicht schon wie fernes

Echo in die hehren Klänge, die hier sein Ohr berauschen. Eine Nebeldecke möchte er zwischen sich und den ungeheuren Raum der Tiefe ziehen, wo die Menschen wohnen, weil es ihm graut, dort hinabzuschauen — aber gerade aus dem Nebel sieht er es mühsam sich herschleppen zu ihm, immer näher, immer greifbarer: barfüß'ge Bübchen mit dem schweren, schweren Thränenkrug der Mutter, den sie dem Vater bringen, und, von der Hand seines ertrunkenen Weibes geführt, erklingt grausig stark der ewig begraben geglaubte Laut der alten, versunkenen Glocke. Da jagt es ihn jäh wie ein Wirbelwind von der Höhe hinab zu den Menschen, deren ewiges Leid ihn nicht ruhen lässt: „Fluch über Dich und mich, mein Werk und Alles!“

Aber es ist zu spät, denn „Schuld bleibt Schuld!“ Und ewig muss ja „der Sonne ausgesetztes Kind“ zurück zur Mutter verlangen, die von ihm doch nichts wissen mag. „Balder ist todt,“ klagen schauernd die Elfen im nächtlichen Wald. Wird er todt bleiben? Meister Heinrich weiss es besser. Er, der verdammt war, vor Sonnenaufgang zu leben, er sieht noch sterbend das erste Morgendämmern:

„So viele Tage lebt' ich, und dieser erste ist nun nicht für mich.

Er hört noch sterbend „Sonnenglockenklang!“

Die Sonne . . . Sonne kommt! — Die Nacht ist lang.“

So viel Schönes, Zartes und Tiefes hat uns Gerhart Hauptmann in seinem neuen Werk gegeben, dass es fast schwer fällt, der berechtigten Dankbarkeit dafür ein Wort der Kritik abzurufen. Aber es muss gesagt sein: nicht durchweg entspricht diesmal dem Ideen- und Gefühlswerth auch die Kraft der Ausführung. Zu sehr lagert ein müder Nebel lyrischer Versonnenheit über dem Ganzen, als dass er immer und überall zu dramatischer Körperlichkeit sich verdichten könnte. So tritt gerade Meister Heinrich aus seiner lyrisch-abstrakten Nebelhülle selten deutlicher hervor, und Rautendelein verschwimmt in ihrer höchsten Liebesentfaltung zu einem schwankenden Schemen. Auch das Naturleben der Wald- und Wassergeister lässt, trotz all der feinen Züge, die sie mitbekommen haben, den durch Böcklin verwöhnten Sinn jen' üppig wuchernde Leben vermessen, das nach Sectang und Waldmoos zu riechen scheint. Aber die Lebendigkeit der Gestalten wächst durchaus mit der lyrischen Schönheit ihres Ausdrucks: sie steht zum Beispiel in der Erscheinung der Kinder aus dem Abendnebel, oder bei Rautendelein's letztem Auftauchen aus dem Brunnen auf der Höhe, und sie lässt am meisten nach, wenn der dichterische Ausdruck, wie in der Sonnenfest-Vision Meister Heinrichs, ein wenig an das alte klassische Jambenpathos streift. Es ist also nicht die Form, die den Stoff nicht zu assimiliren vermöchte; es ist vielmehr, als ob der Dichter selbst, in Grübeln über sich verloren, die gestaltende Hand wieder und wieder müde sinken liess. Daher steht auch die „versunkene Glocke“ in der Ausführung zurück hinter der herrlichen tragischen Geschlossenheit des „Hannele“, in dem lyrische Zartheit mit dramatischer Körperlichkeit vielleicht deshalb so verschmolzen werden konnten, weil hier in unvergleichlicher Weise zwei Welten in einander spielen, ohne dass der Boden der einen je verlassen wird. Aber in seinem Wollen freilich ist Gerhart Hauptmann über sein früheres Wollen weit emporgestiegen, wie Meister Heinrich emporstieg zu der Idee seines Wunderglockenspiels. Was er uns von dort bringen wird, nachdem er von dem Erlebniss als solchem sich dichterisch befreit hat, darauf darf man wohl mit berechtigter Spannung warten.

Sozialismus in der Sozialdemokratie.

Ein Beitrag zur Gehälterfrage.

Von

Simon Katzenstein

(Berlin).

Dass die Sozialdemokratie, deren Ziel die Beseitigung des Kapitalismus mit seinen Klassengegensätzen und seiner „freien Konkurrenz“ ist, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zu mannigfachen Kompromissen und, so weit sie selbst als Unternehmerin auftritt, zu kapitalistischer Betriebsweise genöthigt ist, das ist eine innerhalb der Partei allgemein und mit Recht anerkannte Thatsache. Und doch treten fort und fort Bestrebungen zu Tage, die auf eine Geltendmachung sozialistischer Grundgedanken in der Praxis der Partei abzielen. Und wenn sie hier und da in Nebenfragen vorübergehend hervortreten, so sind sie zu einem stehenden Thema der Erörterung geworden in der Frage, nach welchen Grundsätzen die Einkünfte der von der Partei unmittelbar beschäftigten Personen, insbesondere die der höher entlohten Parteibeamten, zu bemessen sein.

Mir will scheinen, dass in diesen Erörterungen, so peinlich sie den betheiligten Einzelpersonen sind, so viel unpraktische und von Unkenntniß zeugende Gedanken sie zu Tage fördern mögen, sich dennoch ein gesunder, sozialistischer Gedankengang verbirgt. Der nämlich, dass die Gegensätze von Entbehrung und Wohlbehagen, die in der bürgerlichen Gesellschaft zuerst in die Augen springen und die sozialistische Kritik erwecken, innerhalb der Partei und ihrer angestellten Arbeitskräfte selbst möglichst vermindert und in ein erträgliches Verhältniß zu unserer Grundanschauung des gesellschaftlichen Lebens und der Gütervertheilung gebracht werden sollen. Wenn derartige Gesichtspunkte mitunter nicht in der richtigen Weise vorgebracht worden sind, so beweist das gegen ihre innere Berechtigung noch nichts, und wenn selbst Neid und Demagogie gelegentlich dem einen oder anderen Wortführer in dieser Richtung unterstellt worden sind, so ist eine solche persönliche Auffassungsweise hier nicht schwerwiegender als bei der Beurtheilung der sozialistischen Kritik überhaupt, die auch, soweit sie sich gegen den Kapitalismus als Ganzes richtet, bei dem oder jenem aus Neid gegen Bessergestellte erfließen oder persönliche Zwecke in demagogischer Weise zur Geltung bringen kann.

Es handelt sich daher um eine völlig objektive Würdigung jener Kritik, wie sie in verschiedenen Anträgen und Reden auf mehreren Parteitagungen zur Geltung gekommen ist. Ich meine die Versuche, die Höchstgehälter auf ein bestimmtes Maass, heisse es nun drei- oder viertausend Mark, zu beschränken.

Um einen Versuch wirklich sozialistischer Einkommensbemessung kann es sich freilich hier nicht handeln. Dazu bedürfte es vor allem einer vorherigen Klärung dieses Begriffes überhaupt. Verlangt der Sozialismus eine Bemessung des Lebensunterhalts im Verhältniß zu der geleisteten Arbeit (Recht auf den vollen Arbeitsertrag) — oder gewährleistet er jedem Arbeitenden einfach seinen Lebensunterhalt (Recht auf Existenz)? Und im letzteren Falle: Wird er alle Einkommen gleich oder den Bedürfnissen gemäss verschieden bemessen, vielleicht bei vollem Kommunismus diese Bemessung dem Urtheil und Gewissen der Einzelnen selbst überlassen? Es ist wohl klar, dass alle diese Bemessungsgrundsätze, bedingt durch die Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit, die Bedarfs-

gewohnheiten der Gesellschaft, die Wirksamkeit gesellschaftlicher (sittlicher) Motive auf die Einzelnen in Arbeit und Verkehr, in verschiedenen Entwicklungsphasen der sozialistischen Gesellschaft in verschiedenem Masse zur Anwendung kommen werden, wahrscheinlich, dass niemals einer allein, ungemischt und unbeeinflusst durch andere, die sozialistische Volkswirtschaft beherrschen wird. Gemeinsam ist ihnen allen die Tendenz der „Gerechtigkeit“, gehe sie nun von der Arbeit oder der Thatsache der Existenz aus. Und abhängig ist eine jede von den Schranken der Produktivität, die der gesellschaftlichen Arbeit jenseits gezogen sind.

Es ist klar, dass eine Partei niemals ihre Glieder loslösen kann aus dem Wirtschaftsgetriebe, in dem sie leben, und von dem sie in ihrer Existenz, ihren Gewohnheiten und Empfindungen abhängig sind. Sie kann es nicht, weil sie nur einen Bruchtheil der Gesellschaft darstellt und einen noch weit kleineren Bruchtheil in ihren Dienst zieht. Sie kann es noch weniger, weil ihre Wirtschaftsthätigkeit sich gerade auf ein Gebiet beschränkt, auf dem von wirklich wirtschaftlichen Erträgen, der Schaffung allgemein gültiger Tauschwerthe am wenigsten die Rede sein kann: auf geistige Arbeit und die Vervielfältigung und Verbreitung ihrer Erzeugnisse, wobei die Produktion nicht zum Zwecke der Erhaltung der Produzenten erfolgt und die Vertheilung der Erträge nur nach Analogie anderer Arbeitszweige erfolgen kann.

So kann der Sozialismus hier nur als Tendenz erscheinen: als Tendenz der Verhinderung übergrosser Gegensätze einerseits, menschenwürdiger Existenzsicherung für alle andererseits.

Das aber muss er. Denn, wenn wir auch im bürgerlichen Leben stehen, in der kapitalistischen Welt zu wirtschaften genöthigt sind, so sind wir doch Sozialisten. Und da der Sozialismus keine blosse Theorie vom Werden und Vergehen, sondern zugleich eine Praxis vom Einrichten und Handeln darstellt, so muss er allerdings auch heute bereits, soweit es die heutigen wirtschaftlichen Bedingungen und die Aufgaben der Partei gestatten, von uns zur Geltung gebracht, für unser Handeln bestimmend werden.

Der praktische Gesichtspunkt ist hier der, dass die agitatorische Kraft der Partei durch theoretische Rücksichtnahmen nicht geschwächt, sondern möglichst gefördert werden muss. Darum dürfen Gehaltssätze, zu denen man brauchbare Personen angemessenerweise nicht in Anspruch nehmen darf, nicht festgestellt werden. Nicht als ob wir verbunden wären, den jeweiligen, in der bürgerlichen Gesellschaft üblichen Marktpreis für bestimmte geistige Fähigkeiten anzulegen. Wir müssen von Sozialisten und vornehmlich von den Vorkämpfern der Partei ein anderes Streben als das nach bestmöglicher Verwerthung ihrer Fähigkeiten verlangen. Und wären wir — ein Problema! — wirklich mangels guten Willens der Befähigten hier zu übergrossen Zugeständnissen genöthigt, so müssten wir, wie ich das jüngst hier betont habe^{*)}, jene zwar als schätzbare Kräfte nach dem Marktpreise erwerben, sie aber nicht als tonangebende, vom Sozialismus durchdrungene Führer gelten lassen. Andererseits aber ist nicht minder ein praktisch agitatorischer Gesichtspunkt auch der, dass die eigene Taktik der Partei, indem sie den selbstvertretenden Forderungen möglichst angepasst wird, den besten Beweis für den Ernst und die praktische Wirksamkeit ihres

*) „Die Akademiker in der Sozialdemokratie.“ „Soz. Ak.“, Dezemberheft 1896.

sozialistischen Strebens liefern und damit unmittelbar agitatorisch wirken soll. Ferner der, dass es nicht wünschenswerth ist, einflussreiche Vertreter einer Partei, die vor allem der Wahrung proletarischer Interessen dient, durch ihre Lebenshaltung dem Zusammenhange mit proletarischen Bedürfnissen und Empfindungen zu entziehen.

Wenn man gelegentlich die Einkommens-Verhältnisse schlesischer Weber und andererseits die höchsten, bei Freiherrn v. Hamnierstein auf mehr als 30 000 Mark gestiegenen Gehälter bürgerlicher Redakteure mit denen unserer Angestellten in Vergleich gebracht hat, so will das wenig besagen. Es ist ebenso klar, dass die sozialdemokratische Partei Arbeitsbedingungen gewähren muss, die sich von denen der elendest gestellten Arbeiter himmelweit entfernen, wie es Thatsache ist, dass die bei uns bestgelohnten Parteiarbeiter in anderer Thätigkeit mit leichter Mühe und geringeren Unannehmlichkeiten sich eine entschieden höhere Lebenshaltung verschaffen könnten oder zumindest, bevor sie sich dem Parteidienst widmeten, gekonnt hätten. Aber das kann nicht maassgebend sein. Die Ehre, Vorkämpfer des sozialistischen Ideals zu sein, muss durch Opfer mannigfacher Art erkaufte werden. Maassgebend kann daher nur ein grundsätzlicher Gesichtspunkt sein. Und dieser verlangt: eine von den größten Sorgen befreite, die Vorbedingungen des Fortschreitens bietende Lebenshaltung. Darum vor allem, und das muss von einer Arbeiterpartei nachdrücklich geltend gemacht werden, handelt es sich darum, die Mindestsätze zu bestimmen, die allen von der Partei beschäftigten Personen, je nach ihren Verhältnissen und den an sie gestellten Ansprüchen zu gewähren sind.

Ein schablonenhaftes Vorgehen empfiehlt sich hier ebenso wenig, wie bei der Bemessung der Höchstsätze. Die zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten bestehende Verschiedenheit der Lebenshaltung wie die Bedürfnisse der Einzelnen müssen berücksichtigt werden.

Der Vergleich mit dem Mindesteinkommen deutscher Arbeiter kann dabei nur eine Bedeutung als Warnung vor Uebermaass haben. Im Uebrigen wäre selbst der Durchschnittssatz grossstädtischer Industrie-Arbeiter, der etwa 900 Mk. betragen dürfte, und von Mechanikern, Setzern u. a. weit überschritten wird, für erwachsene Angestellte der Partei durchaus unzulänglich. Soll auch die zufällige Thatsache der Beschäftigung in einem Parteibetrieb nicht dahin führen, ganz aussergewöhnlich günstige Arbeitsbedingungen schliesslich doch auf Kosten der schlechter gestellten Massen zu gewähren, so müssen doch die anerkannten Minimalforderungen einer bescheidenen, aber menschenwürdigen Lebenshaltung allerwege zugestanden werden.

Wurm berechnet in seiner „Lebenshaltung der deutschen Arbeiter“ als Lebensbedarf einer mittelgrossen Arbeiterfamilie in Hannover den Betrag von 2000 Mark. Stellt man jedoch die Ansprüche darnach, wie sie heute thatsächlich von besser gestellten Arbeitern im Allgemeinen an einen ausreichenden Lohn gestellt werden, vielleicht mit einigen Zuschlägen für Fortbildung und Urlaub, so würde sich als Minimallohn meines Erachtens immer nur ein Satz ergeben, der noch um einige hundert Mark geringer ist. Dieser aber müsste sämtlichen von der Partei beschäftigten Personen gesichert sein. Dabei wären Alter und Familienverhältnisse zu berücksichtigen.

Für Redakteure würde sich dieser Satz erhöhen. Wir müssen an die Leute, die den Parteigenossen die tägliche Geistesnahrung zubereiten, bestimmte

Anforderungen hinsichtlich ihrer erworbenen Kenntnisse wie auch ihrer weiteren Fortbildung stellen. Und da unter den bestehenden Verhältnissen der Arbeiter beanspruchen muss, durchschnittlich den „Werth“ seiner Arbeitskraft im Lohne zurückzuerhalten, mithin auch die nothwendigen Kosten der Ausbildung darin ersetzt zu finden, andererseits die pflichtmässige Weiterarbeit höhere Aufwendungen erfordert, als sie der Genosse machen muss, der nur sich fortzubilden strebt, so rechtfertigen diese Erwägungen hier eine höhere Bemessung des Einkommens. Aber es kommen noch weitere Rücksichten in Betracht. Der Familienvater hat andere Ansprüche als der Junggeselle, der alte Parteigenosse, der vielleicht einen Theil seiner Gesundheit und seiner Existenz der Partei geopfert hat, höhere als der junge Mann, der aus der Werkstatt oder von der Hochschule auf einen Parteiposten berufen wird, der ihm vielleicht erst eine materielle Existenz gewährt. Es muss sonach allerdings der Grundsatz der Anciennität mit zur Geltung kommen, dem eine Gehaltsregelung nach Altersstufen am besten entspräche.

Schliesslich aber auch der der Leistung. Eine sozialistische Gesellschaft wird noch auf lange hinaus zu verschiedener Entlohnung der Leistungen genöthigt sein, und sobald dies mit einer Sicherung ausreichender Existenz für alle verbunden ist und Auswüchse nach oben hin ferngehalten werden, scheint mir darin wenig Bedenkliches zu liegen. Der Mensch ist nun einmal eigennützig von Natur, und die Aufgabe des Sozialismus ist nicht, den Eigennutz zu ignoriren — das würde man bei entsprechenden Versuchen bald zum Schaden erkennen — sondern ihn für die Gesamtheit nutzbar zu machen und allmählich, durch das Zusammenwachsen persönlicher und gesellschaftlicher Interessen, mit dem Gemeinsinn zu einer untrennbaren Empfindungsweise zu verschmelzen. Innerhalb der kapitalistischen Ordnung aber ist das nicht möglich, und Schwärmer, die derartige Forderungen aufstellen, pflegen in der Regel selbst recht bald zu anderen, nicht selten schroff entgegengesetzten Auffassungen und Praktiken zu gelangen.

Wie hoch man mithin ein Höchsteinkommen ansetzen soll, das ist eine Frage, die sich — unter Berücksichtigung des oben gegebenen Maasses — nur von Fall zu Fall oder wenigstens nach eingehender Prüfung aller in Betracht kommenden Verhältnisse entscheiden lässt, zumal es sich hier nur um wenige Personen handelt. Immerhin ist das Aufkommen der Frage nicht unnütz gewesen. Es hat zu einer allerdings selten tiefgehenden Erörterung dieser und damit einiger grundlegenden Fragen geführt, und zugleich einer sonst immerhin möglichen Steigerung ins Uebermässige ein Halt geboten.

Wenn wir verlangen, dass sämmtlichen von uns beschäftigten Arbeitern ein auskömmliches Dasein geboten wird, so bedeutet das für die Mehrzahl der Ländarbeiter eine beträchtliche, für einen Theil der Geistesarbeiter gar keine Erhöhung der sonst in ihrer Klasse üblichen Lebenshaltung. Und wenn die Partei nicht dazu da ist, Sprösslingen der Bourgeoisie die gewohnte Lebenshaltung aus den Arbeitergroschen zu gewährleisten, so ist es doch nicht gerechtfertigt, im Interesse reiner Gleichmacherei die geistigen Arbeiter zu einer Lebenshaltung herabzudrücken, die für sie, einige sehr bedürfnislose und besonders ideal angelegte Naturen vielleicht ausgenommen, eine beträchtliche Verminderung ihrer Lebensgewohnheiten, damit auch ihres Wohlbefindens und ihrer Arbeitsfreudigkeit bedeuten würde. Sonach scheint eine Regelung von vornherein und für jeden einzelnen Fall nicht angemessen, wohl aber die Aufstellung bestimmter,

im Wesentlichen geltender Normen, eines Gehaltsregulativs, das ohne die Möglichkeit individueller Abweichungen doch eine Richtschnur für die Allgemeinheit geben würde.

Vor allem gälte es eine einheitliche Regelung für das ganze Reichsgebiet zu schaffen. Sobald eine Zeitung oder ein Geschäft mit Zustimmung der Gesamtpartei ins Leben getreten ist, haben ihre Organe und Arbeitskräfte auch den Anspruch auf eine den berechtigten Anforderungen entsprechende Existenz. Umgekehrt giebt das Gedeihen und die finanzielle Unterlage besonders begünstigter Unternehmungen ihrem Personal keinen Anspruch auf relativ über-grosse Vortheile. Wir haben unsere gesamten Parteibetriebe der Idee nach wie eine einzige Unternehmung anzusehen, die in erster Linie der Propaganda dienen, in zweiter allen bei ihr Betheiligten ein genügendes und mit Berücksichtigung der Umstände, nicht allzu verschiedenes Auskommen gewähren soll: ein Gesichtspunkt, der durch die Ablieferung von Ueberschüssen an die Partei, die Beihülfe dieser an leistungsschwache Unternehmungen in etwas, wenn auch nur unzulänglich, zur Geltung kommt. Freilich wird auch hier, um das Interesse der einzelnen Personen und Gruppen reger zu erhalten, der Ertrag der einzelnen Betriebe bei der Gehaltsbemessung mit berücksichtigt werden müssen, im Ganzen aber sollte die Auffassung der Einheitlichkeit in finanzieller Beziehung, neben der die Selbständigkeit der einzelnen Orte in politischen und Personenfragen, wie nicht minder die verschiedene Höhe der Unterhaltskosten in den einzelnen Orten (Lokalzuschläge) sehr wohl weiter bestehen könnte, stärker zur Wirksamkeit gelangen.

Ein weiterer Anspruch der Angestellten der Partei wäre der auf eine gewisse Sicherung der Existenz, die, soweit die Mittel der Partei selbst es gestatten, einer Forderung, die wir an Staat und Unternehmertum zu stellen pflegen, entsprechen würde. Es wäre dies eine Versicherung der Angestellten gegen die verschiedenen Fährlichkeiten des Lebens: Krankheit, Alter, Noth der Hinterbliebenen im Todesfalle. Eine solche Versicherung, zu deren Kosten Angestellte und Unternehmungen, letztere etwa umgekehrt proportional den gewährten Bezügen (höhere Prozentsätze bei geringeren Gehältern), heranzuziehen wären, würde zugleich eine Zuschusskasse für die gesetzmässig versicherungspflichtigen Arbeiter darstellen. Nicht festangestellte Schriftsteller könnten zugelassen werden, sei es, dass sie den vollen Beitrag, sei es, dass die Verleger als Arbeitgeber durch prozentualen Zuschlag zum Honorar einen Theil davon trugen.

Ob eine derartige Versicherung von der Partei als selbständiges Unternehmen geschaffen werden könnte, ist schwer zu beurtheilen. Bei dem verhältnissmässig geringen und wechselnden Bestand der Betheiligten, wie noch mehr bei unseren unsicheren Verhältnissen, in denen wohlervorbenes Eigenthum nicht genügend gegen staatserschöpfende Eingriffe sicher gestellt ist, wäre eine Lebensfähigkeit kaum zu erhoffen. Wohl aber würden unschwer mit zuverlässigen Versicherungsgesellschaften solche Vereinbarungen, die allen Möglichkeiten, natürlich auf Kosten einer Erhöhung der Prämien, Rechnung tragen könnten, zu schliessen sein.

So hat die Betrachtung der Gehälterfrage sich nicht als ein Plaidoyer für eine gleichmässig begrenzte, sondern für eine die verschiedenartigen Verhältnisse vollauf berücksichtigende, freilich innerhalb geringerer Grenzen spielende Regelung

ergeben. Keiner von der Sozialdemokratie Beschäftigter soll Noth erleiden müssen, keiner die Mittel zu einem üppigen, den proletarischen Bedürfnissen entfremdeten Dasein finden. Dabei ist eine grössere Gleichmässigkeit zwischen den einzelnen Orten, eine Berücksichtigung der Dienstzeit und eine Sicherung der Existenz gegen die Wechselfälle des Lebens zu erstreben.

Die sozialistische Tendenz kann sonach in unserer, den bestehenden Verhältnissen angepassten Organisation nur beengt zur Geltung kommen.

Völlig aber fehlt sie noch dort, wo sie ebenfalls vollen Anspruch hat, sich geltend zu machen: bei der Aufbringung der Mittel der Partei und der Lebensgestaltung der Parteigenossen überhaupt.

Verlangt man von den Genossen, die die Ehre der Führerschaft mit Anstrengungen und Misshelligkeiten aller Art bezahlen, eine gewisse Anerkennung der sozialistischen Grundsätze durch ihr Leben: warum nicht von allen, die wirklich Genossen sind und sein wollen? Nach dem Parteistatut ist Parteigenosse, wer sich zu den Grundsätzen des Parteiprogramms bekennt und die Partei „nach Kräften“ unterstützt. Das erinnert an das kirchliche Almosenwesen, dem wir Sozialisten vorwerfen, dass es die Willkür des Einzelnen massgebend macht für seine sozialen Pflichten, dass es als Liebe empfiehlt, was als Gerechtigkeit gefordert werden muss. Tolstoi erzählt von einem Arbeiter, der aus seinem Vermögen von $6\frac{1}{2}$ Rubeln einem Armen 3 Kopeken gab, während er selbst 20 gegeben hatte bei einem Vermögen von 600000 Rubeln. Er berechnet, dass er im Verhältniss zu jenem 3000 Rubel hätte geben müssen — in Wahrheit viel mehr, da das Verhältniss des Restes zu dem Bedarf des Besitzers noch immer übermässig gross gewesen wäre.

Warum soll die Sozialdemokratie ihren Bedarf nicht, soweit zugänglich, nach Grundsätzen decken, die den sozialistischen sich nähern? Warum nicht das „nach Kräften“ ersetzen durch ein „nach seinem Vermögen“: d. h. die willkürliche Selbstbesteuerung, bei der überall der Opferwillige, der häufigen Anforderungen Ausgesetzt, in einem zu seinen Verhältnissen und den Bedürfnissen seiner Familie vielleicht sehr hohen, der Zurückhaltende und zurückgezogene Lebende vielleicht in einem zu seinen Verhältnissen erbärmlich geringen Masse herangezogen wird — durch eine geregelte Normirung, d. h. eine unter Berücksichtigung der Berufsausgaben und des Familienstandes festgesetzte Einkommens- und Vermögenssteuer? Natürlich eine wirklich progressive, die das Einkommen über bestimmte Grenzen hinaus zu Gunsten der Partei völlig absorbirte.

Man bemängelt das Arbeitseinkommen einiger Parteigestellten. Welcher Unterschied besteht vom sozialistischen Standpunkt aus zwischen dem Arbeitseinkommen der Angestellten und dem der Angehörigen freier Berufe d. h. zwischen Zeit und Stücklohn?*) Und vor allem, welches Recht auf grössere Berücksichtigung hat das Kapitaleinkommen und der Kapitalbesitz? Es macht keinen Unterschied, ob ein Genosse ganz im Dienste der Partei steht und dafür Lohn empfängt, oder ob er als Kapitalist Arbeiterschweiss ansammelt und in seinen Mussestunden dem Sozialismus huldigt.

Hic Rhodus — hic salta! Hier gilt es, den grundsätzlichen Standpunkt zu gewinnen in einer Frage, gegenüber der die der Gehälter zusammenschumpft.

*) Ich meine, grundsätzlich. Der Unterschied zwischen einer relativ sicheren und einer häufig ganz unsicheren Existenz wäre natürlich zu berücksichtigen.

Natürlich kann es sich nur um freiwillige Leistungen handeln. Aber fordert sie die Partei, so werden sie Parteipflicht; wer sich ihnen entzieht, hört auf, Parteigenosse zu sein. Und ein Verlust solcher Salonsozialisten, die für die Partei nur einen Ballast darstellen, wäre nur zu begrüssen.

Möchten die Parteigenossen dieser Frage, die hier nur angeregt werden kann, Interesse entgegenbringen. Die zu gewinnenden Mittel können wir reichlich verwenden. Und die agitatorische Wirkung wäre unvergleichlich. Die tiefsten Schichten der uns noch misstrauisch fernstehenden, unaufgeklärten Massen würden den Ernst unseres sozialistischen Willens erkennen und sich begeistert uns zuwenden, denn:

Das Wort ist wie im Meer ein Pfad.

Doch eine tiefe Wegspur lässt die That.

Ibsen, „Brand“.)

Wanjka.

Von

Anton Tschelow.

(Moskau.)

Deutsch von Alex. Brauner.

Wanjka Schukow, ein neunjähriger Knabe, der vor drei Monaten zum Schuster Aljachin in die Lehre gegeben wurde, legte sich in der Nacht vor Weihnachten nicht zu Bett. Er wartete ab, bis die Hausleute und die Gehilfen zur Frühmesse gegangen waren, langte aus dem Schrank ein Fläschchen mit Tinte, einen Federstiel mit einer verrosteten Feder hervor, breitete vor sich ein zerknittertes Blatt Papier aus und begann zu schreiben. Bevor er den ersten Buchstaben gezogen hatte, blickte er einige Male ängstlich zur Thüre und zum Fenster, schielte auf das dunkle Heiligenbild, zu dessen beiden Seiten sich Stellagen mit Schuhleisten hinzogen, und seufzte tief auf. Das Papier lag auf der Bank, er selbst lag vor der Bank auf den Knien.

„Liebes Grossväterchen Constantin Makaritsch!“ schrieb er. „Und ich schreibe Dir einen Brief. Ich gratulire Ihnen zu Weihnachten und wünsche Dir Alles vom lieben Herrgott. Ich habe keinen Vater und kein Mütterchen, nur Du allein bist mir geblieben.“

Wanjka wandte seine Augen zum dunklen Fenster, in welchem der Widerschein seiner Kerze flackerte, und stellte sich lebhaft seinen Grossvater Constantin Makaritsch vor, der als Nachtwächter bei den Herrschaften Schiwarjow dient. Das ist ein kleiner, magerer, doch aussergewöhnlich beweglicher Alter von 65 Jahren, mit einem ewig lachenden Gesicht und versoffenen Augen. Tagsüber schläft er in der Genieindeküche oder schäkert mit den Köchinnen, bei Nacht jedoch geht er, in einen weiten Schafpelz eingehüllt, um das Gut herum und klopft mit seinem Schlägel. Hinter ihm, den Kopf gesenkt, schreiten die alte Kaschtanka und der Hund Wjun. Dieser Wjun ist aussergewöhnlich ehrerbietig und lebenswürdig, blickt gerade so lieb auf die Seinigen wie auf die Fremden, geniesst aber trotzdem keinen Credit. Hinter seiner Ehrerbietigkeit und Demuth steckt die jesuitische List. Keiner kann sich so gut wie er

zur rechten Zeit an einen heranschleichen und ihn beim Fusse packen, sich in die Eisgrube verkriechen oder bei einem Bauer eine Henne stehlen. Oft genug hat man ihm die Hinterfüsse zerschlagen, zwei-, dreimal ihn gehenkt, jede Woche fast halbtodt geprügelt, doch jedesmal kam er auf.

Jetzt steht der Grossvater wahrscheinlich beim Hausthor, blinzelt mit den Augen auf die grellrothen Fenster der Dorfkirche und schäkert, in den Filzstiefeln herumtrippelnd, mit dem Gesinde. Sein Schlägel ist an den Gürtel gebunden. Er schlägt die Hände zusammen, zittert vor Kälte, lacht und zwickt bald das Stubenmädchen, bald die Köchin.

„Wollen wir nicht einmal Tabak schnupfen? fragt er und steckt den Weibern die Tabakdose unter die Nase.

Die Weiber schnupfen und niesen. Der Grossvater geräth in ein unbeschreibliches Entzücken, schüttelt sich vor Lachen und ruft:

„Reib' ab, 's ist angefroren!“

Man giebt auch den Hunden zu schnupfen. Kaschtanka niest, dreht mit dem Kopf und geht beleidigt zur Seite. Wjun jedoch will aus Höflichkeit nicht niesen und wedelt mit dem Schweif. Und das Wetter ist prachtvoll. Die Luft still, durchsichtig und frisch. Die Nacht ist finster, doch sieht man das ganze Dorf mit seinen weissen Dächern und dem Rauch, der sich aus dem Kamin schlängelt, die Bäume, vom Reif versilbert, Schneehaufen. Der ganze Himmel ist mit lustig flimmernden Sternen bedeckt, und die Milchstrasse ist so klar, als wenn sie vor den Feiertagen gewaschen und mit Schnee abgerieben worden wäre. . . .

Wanjka seufzte, tauchte die Feder ein und schrieb weiter:

„Aber gestern bin ich geprügelt worden. Der Meister schleppte mich bei den Haaren in den Hof und pefferte hinein, weil ich dero Kind schaukelte und dabei unbeabsichtigt eingeschlafen bin. Und vorige Woche hiess mich die Meisterin einen Häring reinigen, ich aber begann vom Schwanz, sie nahm jedoch den Häring und hat mich mit dessen Schnauze ins Gesicht gestupft. Die Gehülfen lachen mich aus, schicken in den Brantweinschank um Schnaps und lassen mich bei den Hausleuten Gurken stehlen, und der Meister haut dann drein. Zu Essen giebt's aber gar nichts. Und in der Früh geben sie Brot, zu Mittag Grütze und Abends auch Brot, aber Thee oder Kohlsuppe, das fressen die Hausleute selber. Und schlafen muss ich im Vorzimmer, wenn aber dero Kind weint, schlafe ich gar nicht, sondern schaukle die Wiege. Liebes Grossväterchen! Thue die göttliche Gnade, nimm mich von hier nach Hause, ins Dorf, habe keine Möglichkeit mehr . . . Ich falle Dir zu Füssen und werde ewig Gott bitten, führe mich von da weg, sonst sterbe ich . . .“

Wanjka verzog den Mund, wischte sich mit der geschwärzten Faust die Augen und schluchzte.

„Ich werde Dir Tabak reiben“, setzte er fort, „zu Gott beten, und wenn ich was thu, so schlage mich lahm und krumm. Und wenn Du glaubst, ich kriege keine Anstellung, so werde ich den Verwalter um Christi willen bitten, dass ich ihm die Stiefel putzen darf, oder ich gehe statt Fedjka als Hirten-

knabe. Grossväterchen, Du Lieber, es ist gar keine Möglichkeit, der reinste Tod. Ich wollte zu Fuss ins Dorf laufen, hab' aber keine Stiefel und habe Angst vor der Kälte. Wenn ich aber gross werde, werde ich Dich dafür ernähren und von Niemanden beleidigen lassen, wenn Du aber stirbst, werde ich eine Messe lesen lassen, genau so wie für die Mutter Palageja.“

„Moskau ist aber eine grosse Stadt. Lauter Herrschaftshäuser und viel Pferde, nur giebt es keine Schafe, und die Hunde sind nicht böse. Die Buben gehen hier nicht mit dem Stern, und in der Kirche singen darf man nicht, einmal aber habe ich in einem Ladenfenster Haken mit der Schnur und für alle Fische verkaufen sehen, sehr theuer, es giebt sogar solche Haken, die einen halbcentnerschweren Wels tragen können. Und man sieht einige Kaufläden, wo Gewehre sind wie das vom Herrn, so dass wahrscheinlich hundert Rubel ein jedes Und in den Fleischhandlungen giebt es Birk- und Rebhühner und Hasen, und wohin man sie schießt, das sagen die Händler nicht.“

„Liebes Grossväterchen, wenn aber die Herrschaften wieder einen Christbaum mit Geschenken haben, nimm für mich eine vergoldete Nuss und versteck's in das grüne Kofferchen. Bitte das Fräulein Olga Ignatjewna darum, sag', es ist für Wanjka.“

Wanjka seufzte konvulsivisch und blickte wiederum zum Fenster. Er erinnerte sich, dass den herrschaftlichen Christbaum stets der Grossvater aus dem Wald holen musste, der den Enkel immer mitnahm. Es war eine lustige Zeit! Der Grossvater stöhnte, und der Frost stöhnte, und Wanjka stöhnte mit. Bevor der Grossvater den Baum fällte, pflegte er eine Pfeife auszurauchen, lange Tabak zu schnupfen und den vor Kälte zitternden Wanjka zu hänseln Die jungen, in Reif gehüllten Tannen, stehen unbeweglich und warten; welche von ihnen soll sterben? Plötzlich rennt durch den Wald pfeilgeschwind ein Hase Der Grossvater kann nicht umhin, zu rufen:

„Halt, halt . . . ha—alt! O du kurzgeschwänzter Teufel!“

Die gefällte Tanne schleppte der Grossvater ins herrschaftliche Haus, und dort ward sie aufgeputzt Am eifrigsten war das Fräulein Olga Ignatjewna, Wanjkas Liebling. Als Wanjkas Mutter Palageja noch lebte und bei den Herrschaften als Stubenmädchen diente, fütterte Olga Ignatjewna den Wanjka mit Zuckerwerk und hat ihn aus Langweile Lesen, Schreiben und bis Hundert zählen gelehrt und sogar Quadrille tanzen. Nach Palagejas Tod jedoch wurde das Waisenkind Wanjka in die Gemeindegüche zum Grossvater geschickt, und aus der Küche nach Moskau zum Schuster Aljachin

„Komme, liebes Grossväterchen“, schrieb Wanjka weiter, „um Christi Willen bitte ich Dich, nimm mich von da weg. Erbarme Dich meiner, des unglücklichen Waisenkindes, sonst schlagen sie mich alle, und essen will ich schrecklich, und bange ist mir so, dass ich nicht sagen kann, und muss weinen. Vor Kurzem aber hat mich der Meister mit dem Leisten auf den Kopf geschlagen, so dass ich un gefallen bin und schwer zu sich kam. Ein qualvolles Leben ist das meinige, ärger als das eines Hundes Und ich grüsse noch die Aljona, den trinkenden Jäger und den Kutscher, meine Harmonika aber

gib Niemandem. Ich verbleibe Dein Enkel Iwan Schukow, liebes Grossväterchen, komme doch bald“

Wanjka faltete den auf allen vier Seiten beschriebenen Brief und legte denselben ins Couvert, das er gestern um eine Kopeke gekauft hatte Er überlegte ein wenig, tauchte die Feder ein und schrieb die Adresse:

Ins Dorf dem Grossväterchen.

Dann kratzte er sich, dachte nach und fügte hinzu: „Constantin Makaritsch“. Zufrieden damit, dass man ihn beim Schreiben nicht gestört hatte, setzte er die Mütze auf, und ohne den Rock anzuziehen, lief er in blossem Hemd auf die Strasse

Die Fleischhändler, die er gestern ausgefragt hatte, sagten ihm, dass man die Briefe in den Postkasten wirft, und dass sie von da ausgehoben und in Post-Dreigespanns mit betrunkenen Janschtschicks und bimmelnden Glöcklein über die ganze Erde herumgeführt werden. Wanjka lief bis zum ersten Postkasten und schob den theueren Brief in die Oeffnung

Von süssen Hoffnungen eingehüllt, schlief er eine Stunde später einen tiefen Schlaf Er träumte vom Ofen. Auf dem Ofen sitzt der Grossvater, lässt die nackten Füsse herabhängen und liest diesen Brief den Köchinnen vor Neben dem Ofen aber geht Wjun herum und wedelt mit dem Schweife

Rundschau.

OEFFENTLICHES LEBEN.

Fin de siècle! — welche Müdigkeit, welch krankhafter Widerwille liegt in dem Wort. Ein sterbendes Jahrhundert! Todesahnungen, greisenhaftes Unvermögen, ein Ekel vor dem Heute und zitternde Angst vor morgen, die jeden Wunderthäter willkommen heisst, nach einem starken Retter sich sehnt.

Wie anders doch war es vor hundert Jahren. Da das Jahrhundert zur Neige ging, hatte das Bürgerthum in Frankreich eine gewaltige Revolution vollbracht, den Sitz eingenommen, von dem die altersmatte, blutleere Aristokratie des alten Systems herabgeglitten war. Und in Deutschland hatten die Stürmer der Philosophie, die Dränger der Dichtkunst ihre mächtige Stimme erhoben. Der greise Königsberger Denker hatte die Grundfelsen altererbten Glaubens zerschmettert und der jugendkühne Fichte stolz die freie Persönlichkeit gegen überlieferten historischen Moder ins Feld geführt, Schiller sein „in tyrannos“ gerufen und Werther die schneidende Dissonanz zwischen dem geschichtlichen Gegebenen und dem umgestümmten

Fordern des Individuums mit einem Pistolenschusse aufzulösen gesucht.

Nicht die Ungeberdigkeit der Form, nicht die nationale Begrenzung sind es, die jenes geistige Gären und Stürmen der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts kennzeichnen: es war die Urkraft einer jugendlichen, in ihrem Selbstgefühl überschäumenden Klasse, ein schier knabenhaftes Tasten und Verlangen, das Heischen des Ueberkräftigen, nie Gewesenen, die ganze Fülle ungemessener Sehnsucht, der Goethes Lieder und der unglückselige Hölderlin zuerst klassische Form verliehen.

Aber da das Jahrhundert zur Neige geht, steht hoch das Ideal der Humanität vor den Augen der Besten des deutschen Bürgerthums. Der Knabe ist unter den gewaltigen Bewegungen des Nachbarlandes und ihren Seitenwellen in der Heimath zum Jüngling herangewachsen. In den Greueln der Koalitionskriege, in den Orgien der einheimischen Reaktion gegen alles, was nur der Revolution entfernt verdächtig erscheint, erklingen die klirrenden Bogensaiten der Xenionschützen. Und, ein Denkmal dessen

was das Bürgerthum glaubte und ersuchte, ergeht Schillers Wort:

Wie schön, o Mensch, mit deinem
Palmenzweige

Stehst du an des Jahrhunderts Neige

In edler, stolzer Männlichkeit.

Mit aufgeschlossenem Sinn, in Geistesfülle,

Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,

Der reifste Sohn der Zeit . . .

Wie anders heute! Greisenhafte Mattigkeit an Stelle der Jugendkraft. Das Bürgerthum ist noch immer nicht zur politischen Herrschaft gelangt in Deutschland. Es hat sich mit der wirtschaftlichen Macht begnügt, und während es seine Geschäfte macht und immer rascher zu einer industriellen Weltstellung aufsteigt, die schon mit der altbegründeten englischen Handelsmacht erfolgreich konkurriert, lässt es einige Dutzend glanzvoller monarchischer Spitzen bestehen und hält sich mit Zöllen und Prämien im preussischen Junkerthum eine Prätorianer-Kohorte gegen das Proletariat.

Die Junker aber wollen mehr. Der Uebergang Deutschlands zum Industriestaat, der auch in der Landwirtschaft kapitalkräftige Wirtschaft verlangt, verbunden mit der Konkurrenz der landwirtschaftlichen Exportstaaten, hat die mittlere Landwirtschaft arg ins Gedränge gebracht. Und da seit Jahrzehnten die Wirtschaft der Junker zu Gunsten der Grundrente missbraucht worden ist, mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Unsummen auf Erbabfindungen und Spekulationsausgaben verwandt worden sind, soll heute das deutsche Volk, müssen die Millionen der Professoren und die Armen, die im Branntwein kurzes Vergessen ihres Elends suchen, den hohen Herren nicht nur die Existenz, auch das Schriftthalten mit dem Aufwand der Finanz- und Fabrikaristokratie gewährleisten.

Es hat sich ein seltsames Schauspiel vollzogen. Wernher der Gartenäre erzählt im dreizehnten Jahrhundert gar erbaulich von dem jungen Helmbrecht, der aus einem Bauernsohn ein Ritter wurde und sich Schlingdengau nannte, bis das Gericht über ihn kam und die Bauern ihn todt schlugen. Gar viele sind bei uns, die aus Bauernblut stammen und grosse Herren geworden sind — aber heute heisst es: Schutz der Landwirtschaft! Die stolzen Ritter von Ploetz und von Frege, ältesten Adels Sprossen, steigen vom Pferde und hantieren schier als Bauern, die Grafen von Mirbach und Kanitz sicken Strohdächer, statt Güter zu arrondiren, und da der Bauer die beste Säule des Staates ist, müssen sie erhalten, subventionirt, grossgefüttert werden auf Kosten derer, die sie stützen.

Aber die Kämpfe um die Beute nehmen an Heftigkeit zu. Die Junker setzen die Klinke der Gesetzgebung in Bewegung, und die von der Börse zeigen sich als die Schlaudern und wissen andere Wege zu finden. Die Handelsverträge treiben Industrie- und Bodennagnaten in bittere Fehde, und bei alledem murt das Kleinbürgerthum, dass der schönen Worte gesättigt ist, und dessen Wortführer ihm doch nichts Besseres wissen, rebellirten die Bauern, bis dahin der Herren getreue Schildknappen, und suchen eigene Wege.

Ein toller Tanz am Ausgang des Jahrhunderts, magisch beleuchtet von der phosphoreszirenden Fäulniss zahlloser Skandale, Spitzelprozesse und Korruptionserscheinungen, begleitet abwechselnd von dem dröhnenden Blech nationaler Prunk- und Siegesfeste und von dem misstönenden Gequietsche der Umsturzlärm und der Arbeiterhetzen.

Denn es ist ein Todtentanz, und der Todtengräber schaufelt emsig . . .

Die Arbeiterbewegung rekt jugendkräftig die Glieder. Nicht voll Prangen und siegesjubelnd ist sie auf den Schauplatz getreten. Mit blutenden Fingern hat sie die ersten Stufen sich ausgegraben, und langsam, zögernd fast, schritt sie voran. Bürgerliche Revolutionen — so sagt Karl Marx in seinem „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“ — stürmen rascher von Erfolg zu Erfolg, ihre dramatischen Effekte überbieten sich, Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefasst, die Extase ist der Geist jedes Tages; aber sie sind kurzlebig, bald haben sie ihren Höhepunkt erreicht und ein langer Katzenjammer erfasst die Gesellschaft, ehe sie die Resultate ihrer Drang- und Sturmperiode nüchtern sich aneignen lernt. Proletarische Revolutionen dagegen, wie die des neunzehnten Jahrhunderts, kritisiren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eigenen Lauf; kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von Neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kraft aus der Erde sauge und sich riesenhafter ihnen gegenüber aufrichte; schrecken stets von Neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit ihrer eignen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht, und die Verhältnisse selbst rufen:

Hic Rhodus, hic salta!

Man denkt an diese klassischen Worte, überschaut man die moderne Arbeiterbewegung. Das letzte Jahr, eröffnet mit dem

Riesenstreik in der Berliner Konfektion, diesem verzweifelten Aufbäumen gegen unnenbares Elend vieler Tausende — es schliesst mit dem gewaltigen Kampfe der Seeleute und Hafenarbeiter. Zwei Ereignisse von geschichtlicher Bedeutung, deren Tragweite noch heute nicht abzusehen ist. Und dazwischen diese Unsumme bescheidenster Kleinarbeit, diese ins Einzelne und oft genug ins Kleinliche gehende Selbstkritik auf Gewerkschafts- und Parteikongressen — ein nimmer ermattendes Weiterstreben, ein Streben über das Bestehende hinaus in eine neue Geschichtsepoche, in der endlich die Menschen Herren ihrer selbst und damit frei geworden sind, darum erfüllt von der Grösse und Hoheit, mit dem der Kampf für ein gewaltiges, unerhörtes Ziel auch den Interessenkampf, der ihm dient, verklären und vertiefen muss. — Gewaltige Bewegungen vollziehen sich in der Welt. Die Nationen ringen nicht mehr um Landsetzen, sondern um Länder und Erdtheile. Und während Deutschland und Frankreich sich noch immer um wahrhaft kleinlicher Streitpunkte willen feindselig gegenüber stehen und ihre besten Kräfte in immer erneuten Kriegerüstungen vergeuden, derweilen bilden Nordamerika und Russland sich zu Weltreichen, bahnt sich ein Rassenkampf zwischen gelber und weisser Rasse an, der die Zukunft beherrschen wird, in dem das alte Europa nur noch Schritt wird halten können, wenn es die kleinen Zänkereien eigennütziger Cliques niedertritt und den Bund der Kulturvölker errichtet, den freien Bund des Sozialismus, der alle Kräfte entfesselt zu reger Wettstreit und brüderlichem Zusammenwirken.

Einstweilen deuten die Wahrzeichen auf Sturm: im Innern und in der Welt. Aber vielleicht wird die Einsicht ihn beschwören. Schon schliessen die beiden Staaten der mächtigsten Rasse, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten einen Schiedsvertrag, der künftige Kriege verhüten soll. Und die Einsicht in die Nothwendigkeit sozialistischer Neugestaltung erfasst stets neue Schichten aller Völker.

Werden die Herrschenden die Zeichen der Zeit zu deuten wissen? Werden sie zu ihrem und aller Schaden allzuspät weise werden? Wir können nur vermuthen, und müssen fürchten. Unser Haus aber ist auf einen starken Felsen gebaut. Wir stehen am Beginn unseres Jahrhunderts. S. K.

WISSENSCHAFT.

Naturwissenschaft und Technik. Fast alle Zweige der Naturwissenschaft wurden im Jahre 1896 von der wunderbaren Entdeckung

des Würzburger Professors Röntgen, die im Januar zuerst bekannt wurde, wenn auch nicht gerade beherrscht, so doch ausserordentlich stark angeregt. Die merkwürdigen neuen Strahlen, welche eine grosse Menge undurchsichtiger Stoffe durchdringen und zufolge der geringeren Durchlässigkeit der Knochen für sie eine photographische Aufnahme der inneren, dem Auge nicht zugänglichen Parthien des menschlichen Organismus ermöglichen, mussten in der That die Phantasie sowie die erste Forschung sehr anregen. Schon der Entdecker der sog. X-Strahlen, Röntgen, sprach die Vermuthung aus, dass man es hier vielleicht mit longitudinalen Aetherwellen zu thun habe, eine Meinung, die trotz der theoretischen Arbeiten Jenmanns über longitudinales Licht von den meisten Physikern heute nicht getheilt wird. Nachdem es verschiedenen Forschern gelungen war, Beugungserscheinungen mit X-Strahlen hervorzurufen, nachdem Form aus solchen Erscheinungen sogar ihre Wellenlänge, wenigstens eine obere Grenze für dieselbe (0,000 014 mm) ermitteln konnte, sind die meisten Physiker geneigt, sie für ultraviolette Strahlen zu halten, die sich in ihrem Wesen von den gewöhnlichen Lichtstrahlen nicht unterscheiden. Freilich sind sie von den bisher bekannten kürzesten ultravioletten Wellen durch eine erheblich grössere Kluft getrennt, als die längsten ultrarothten Wellen von den kürzesten elektrischen, besonders, nachdem es den Herren Rubens und Nichols gelungen ist, das Gebiet der ultrarothten Strahlen beträchtlich über die Strahlen grösster Wellenlänge von Langby auszudehnen.

An die Entdeckung der X-Strahlen schloss sich sehr bald die verschiedener anderer Strahlenarten, welche den genannten an merkwürdiger Entstehung und Wirkung gleichkommen sollten. So veröffentlichte Le Bon in den Comptes Rendues seine Versuche über das sog. schwarze Licht, wonach die Sonne und eine Reihe anderer Lichtquellen, selbst einfache Petroleumlampen, Strahlen aussenden sollten, die gewisse Metalle durchdringen und sich dabei in den X-Strahlen verwandte verwandeln. Es zeigte sich jedoch, dass die Fugen der Metallkassetten, in denen die photographischen Platten verschlossen waren, nicht genügend lichtdicht sind, so dass solche Kassetten wohl zu Sternaufnahmen geeignet sind, aber nicht zu solchen bei hellem Tageslicht.

Anders verhält es sich bei den von Becquerel entdeckten Uranstrahlen und den Flussspathstrahlen, die von Winkelmann und Straubel bei ihren Versuchen mit Röntgen-Strahlen aufgefunden wurden.

Die letzteren scheinen vom Flussspath umgewandelte und verstärkte X-Strahlen zu sein, während die ersteren, die von den phosphoreszierenden Uransalzen ausgehen, in ihrer Wirkung den Röntgen'schen vergleichbar sind, aber z. B. in ihren Absorptionsverhältnissen nicht unerheblich von ihnen abweichen. Auch hat Becquerel für sie Doppelbrechung und Polarisation in Turmalinkristallen nachweisen können, was für X-Strahlen bisher unmöglich war.

Praktische Anwendung in der Medizin haben freilich nur die X-Strahlen erlangt, und die Methode, Röntgen-Photographien von lebenden Menschen zu erhalten, ist so vervollkommen worden, dass man auch hier beinahe schon von Momentbildern reden kann.

Es führt uns dies auf die Erwähnung eines beachtenswerthen Fortschrittes der photographischen Technik, der sogenannten Rotationsphotographie, bei welcher die lichtempfindliche Schicht sich auf einem schnell abrollenden Bande befindet, so dass in kurzer Zeit eine Menge von Aufnahmen schnell hintereinander gemacht werden kann. Der Lumière'sche Kinematograph, welcher auch auf der Berliner Gewerbeausstellung vorgeführt wurde, gestattet, die Bilder in derselben Reihenfolge und mit derselben Geschwindigkeit, als sie erhalten sind, auf einen Schirm zu projiciren. $\frac{2}{45}$ Sekunde steht jedes Bild auf dem Schirm, dann wird dasselbe während $\frac{1}{45}$ Sekunde verdunkelt, worauf das nächste Bild erscheint, so dass in einer Sekunde 15 Bilder vorgeführt werden. Im ganzen werden den Zuschauern 900 Bilder während einer Minute vorgeführt, wodurch ein ausserordentlich täuschender Schein des Lebens in bewegten Szenen erreicht wird; der Name lebende Photographien für diese wissenschaftlich und technisch werthvollen Bilder erscheint durchaus gerechtfertigt.

Fast überall, wo sich die Wissenschaft mit der Technik berührt, spielt heute die Elektrizität eine hervorragende Rolle. Die elektrischen Strassenbahnen zum Beispiel haben sich in Deutschland im vergangenen Jahre sehr erheblich vermehrt. Wie wir einer soeben in der Elektrotechnischen Zeitschrift erschienenen Statistik entnehmen, hatten am 1. August 1896 bereits 47 deutsche Städte elektrischen Strassenbahnbetrieb; in 14 derselben sowie in 32 anderen Städten waren neue Bahnlinien im Bau. Bei weitem die meisten hatten oberirdische Stromzuführung; reinen Akkumulatorenbetrieb nur 2, und in Hannover herrscht ein gemischter Betrieb: in den Aussen-

bezirken fahren die Wagen mit oberirdisch zugeleitetem Strom; durch diesen Strom werden zugleich die Akkumulatoren geladen, die in der inneren Stadt den elektrischen Strom für die Wagen abgeben. Seit die Akkumulatorenfabrik in Hagen statt der schweren Bleiakkumulatoren die leichteren Kupfer-Zink-Akkumulatoren in den Handel gebracht hat, hat dieses System, das auch für eine Reihe Berliner Strecken Anwendung finden soll, eine aussichtsreiche Zukunft vor sich, wie überhaupt jetzt die Möglichkeit der Anwendung von Akkumulatoren für die verschiedensten Zwecke sehr gesteigert ist.

Ein bewunderungswürdiges Werk, das der Kapitalismus geschaffen, bilden ferner die elektrischen Kraftübertragungswerke Rheinfelden, deren Bau im April 1895 begonnen wurde, und die jetzt fast vollendet sind und in Kürze dem vollständigen Betrieb werden übergeben werden. 20 mächtige Turbinen werden hier von den Fluthen des Rheinstroms getrieben; mit diesen Turbinen sind ebenso viele grosse Dynamo-Maschinen verbunden, in welchen die Energie des Wassers in elektrischen Strom umgesetzt wird. In der Regel bleiben zwei Turbinen als Reserve stille stehen, da die übrigen 18 genügen, die bisher in Aussicht genommenen 15 000 Pferdestärken zu erzeugen. Der Strom aus sieben Dynamos soll zu elektrischer Beleuchtung Verwendung finden, von sieben anderen soll er motorischen Zwecken dienen, und von den letzten vier wird er der chemischen Industrie zu Gute kommen, besonders soll mit seiner Hilfe Calciumcarbid hergestellt werden, das sich dann um etwa 30 pCt. billiger stellen wird, als heute.

Man wird sich noch des ungemeinen Aufsehens erinnern, das vor 2 Jahren die elektrische Herstellung des Calciumcarbids hervorrief; denn da es, in Wasser geworfen, Acetylen gas in reichem Maasse entwickelt und dieses ein bequemer Ausgangspunkt für Alkohol zu sein scheint, so ging die allgemeine Erwartung dahin, dass die Alkoholvergewinnung auf dem angedeuteten Wege sehr bald ins Grosse gehen und den Spiritusbrennereien eine vernichtende Konkurrenz erwachsen werde. Hat sich diese Aussicht auch bis jetzt nicht bestätigt, so ist ihre Verwirklichung, die ganz unübersehbare revolutionirende Umwälzungen in unseren Besitz- und Erwerbsverhältnissen hervorgerufen müsste, keineswegs ausgeschlossen.

Doch auch abgesehen von der Spiritusfabrikation haben das Calciumcarbid und Acetylen eine noch dauernd im Wachsen

begriffene Bedeutung gewonnen, und zwar für die Beleuchtungsindustrie. Da das Acetylen bedeutend kohlenreicher ist, und daher viel heller brennt als das gewöhnliche Leuchtgas, so lag der Gedanke nahe, es in Konkurrenz mit diesem zu verwenden; es hat den grossen Vorzug, keine grossen Zentralanstalten nöthig zu haben, sondern es kann sehr bequem in kleinen, nur für wenige Häuser berechneten Anstalten bereitet werden, so dass selbst für kleine Dorfgemeinden und einzelne Villen die Anlage einer Acetylen-Anstalt rationell erscheint. Freilich wird auch das Acetylenlicht, so wenig wie das Gasglühlicht, im Stande sein, den einzelnen, isolirten Beleuchtungsapparat, die Petroleumlampe, zu verdrängen, zumal es im Dezember des verlossenen Jahres dem Ingenieur Lukas gelungen ist, eine brauchbare Petroleumglühlichtlampe zu konstruiren und auf den Markt zu bringen.

Die Verbesserungen der Lichtquellen führen uns zu wissenschaftlichen Instrumenten, die dazu bestimmt sind, das Licht ausserirdischer Lichtquellen in reichlicherem Maasse uns zugänglich zu machen, zu den grossen, lichtstarken Fernrohren. In erster Linie stand bisher Amerika mit den Fernrohren der Licht-Sternwarte und des Jeckes Telescop in Chicago, deren Objektivöffnung 93 resp. 100 cm beträgt. Die grössten Fernrohre auf dem europäischen Kontinent befinden sich in Pultawa, Paris, Nizza, Wien; sie haben eine Objektiv-Oeffnung von etwa 70 cm, während Deutschlands grösstes Fernrohr in Strassburg nur 45 cm Oeffnung hatte. Im vergangenen Jahre wurde auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung in Treptow ein im Bau begriffenes Riesen-Instrument vorgeführt, durch das Deutschland den andern Staaten nicht nur ebenbürtig werden, sondern sie übertreffen soll. Die Objektiv-Oeffnung des Treptower Riesen-Instruments beträgt 70 cm, so dass es in dieser Beziehung nicht unerreicht dasteht; aber durch die eigenthümliche Konstruktion wird eine ungeheure Brennweite ermöglicht (21 m gegen 18 m der grössten bisherigen Fernrohre), und zugleich sinken die Herstellungskosten auf den vierten bis sechsten Theil des bisherigen Preises herab. Daher wird das Instrument im Fernrohrbau wahrscheinlich epochemachend wirken.

Von astronomischen Entdeckungen des vorigen Jahres ist die auf der Licht-Sternwarte geglückte Auffindung des Siriusbegleiters zu erwähnen; weit werthvoller ist die Arbeit der beiden französischen Astronomen Loewy und Puiseux, die ihre sorgfältigen Mondphotographien zu einem

Mondatlas zusammengestellt haben. Sie geben eine übersichtliche und sehr wahrscheinliche Theorie über die Konstitution und die Geschichte der Mondrinde, wonach die Mondkrater vulkanischen Ursprungs sind. Die Vermuthung, dass auch jetzt noch auf dem Monde vulkanische Thätigkeit möglich sei, ist inzwischen von Herrn Brenner bestätigt worden, der auf der vortheilhaft gelegenen Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo Veränderungen der Mondoherfläche und Neubildungen von Kratern in der Nähe des Kraters Hyginus wahrgenommen hat.

Unter den wissenschaftlich wie technisch gleich werthvollen Leistungen des verlossenen Jahres ist ein neues Verfahren zur Verflüssigung von Luft und anderen Gasen besonders wichtig, das in Deutschland von Linde, in England von Hampson und Dewar angewendet wird. Während das ältere Verfahren auf der Anwendung verschiedener Substanzen beruht, die aus stark komprimirtem und flüssigem Zustande sich verflüchtigen und dabei eine Temperaturerniedrigung hervorbringen, in der eine weitere Substanz kondensirt wird, deren Verflüchtigung die Temperatur abermals erniedrigt, u. s. f., wird bei dem neuen Verfahren die Temperaturerniedrigung lediglich durch die Entspannung der stark komprimirten Luft selbst hervorgebracht. Die durch die Ausdehnung stark abgekühlte Luft passiert die Räume, welche die komprimirte Luft führenden Röhren umgeben, und kühlt diese ab. Bei ihrer Ausdehnung entsteht daher eine stärkere Abkühlung, die stärker abkühlend auf die komprimirte Luft wirkt, u. s. f. bis die Abkühlung ihre Grenze in der Verflüssigung der Luft resp. des angewendeten Gases findet. ht.

KUNST.

In diesen Blättern beabsichtigen wir, der Entwicklung der modernen Kunst und der ästhetischen Anschauungen in ihren allgemeineren Zügen zu folgen. Nach Vollständigkeit des Materials können wir natürlich nicht streben. Nur das, was ein neues Moment, eine für tiefergehende Strömungen bedeutsame Thatsache zu sein scheint, wollen wir festhalten.

Eine Systematik der Anordnung ist bei diesem Plane nicht am Platze. Wie die Ereignisse es mit sich bringen, werden wir sie berichten, in kurzen Notizen wie in zusammenfassenden Uebersichten. Nur in der Absicht, den Entwicklungsgang der modernen Kunst wiederzuspiegeln, sollen diese Arbeiten ihre Einheit finden.

Für dieses Mal bringen wir einige allgemeinere Ausführungen über die bildende Kunst, in der ausserordentlich wichtige Wandlungen in den ästhetischen Anschauungen vor sich gehen.

Die deutsche Malerei im Jahre 1896.

In der Geschichte der modernen Kunst in Deutschland wird das Jahr 1896 allem Anschein nach einen Abschnitt bezeichnen. Nach dem Kampflärm des verlossenen Jahrzehnts ist eine grössere Ruhe eingetreten. Die neue Kunst hat sich durchgerungen; sie hat einen grösseren Kreis von Verehrern, besonders die künstlerisch interessirte Jugend gewonnen. Die Träger der jungen Bewegung glaubten wohl in ihren stürmischen Anfängen, ihr Streit werde grosse Massen mitaufreißeln, er würde eine Revolution der ganzen Lebensanschauung zur Folge haben; heute kommt ihnen die kühle Erkenntniss, dass es doch nur ein Streit im engen Kreise gewesen ist. Der, der an der modernen Kunst Antheil nimmt, macht sich auch heute noch gar zu leicht Illusionen. Die grosse Masse steht der Kunst heute so verständnisslos gegenüber wie vordem. Und da zu ihr die Käufer gehören, die noch immer stüssliche kleine Bilder grünen Werken vorziehen, so ist dies eine Thatsache von schwerwiegender Bedeutung. Es wird auch wohl noch lange dauern, bis die moderne Bewegung so breite Kreise ergriffen hat, dass man von einem wirklichen „Publikum“ in Deutschland sprechen kann.

Die ernststrebenden Künstler sehnen sich heute nach Ruhe. Dieses Begehren entspricht weniger, wie man oft genug zu lesen bekommt, einer gewissen allgemeinen Ermüdung als vielmehr dem tiefen Drang nach Einsamkeit und der nur in ihr möglichen Konzentration und stillen Versenkung in Natur und Seele. Man ist des gemeinsamen Kampfes müde, aber nur, weil man in sich um so emsiger arbeiten will. Rein äusserlich zeigt sich dies schon in der vollzogenen oder ersehnten Flucht aus der Grossstadt. Das tritt als charakteristischer Zug der letzten Zeit in der Berliner Litteraturbewegung hervor^{*)}. Auch die Maler wollen aus der Grossstadt fort, dauernd aufs Land. Die „Worpsweder“, eine kleine Künstlervereinigung in Worpswede bei Bremen, erscheinen ihnen als Vorbild.

Diese Aeusserlichkeit ist nur das Symptom eines tieferliegenden Wandlungsprozesses, der, schon länger vorbereitet, im vergangenen Jahre zuerst das ganze Interesse auf sich gezogen hat. In der Malerei tritt er am deutlichsten hervor. Die vorhergehenden Jahre brachten im wesentlichen eine technische Entwicklung. Bisher war diese vorzugsweise kollektiv; immer neue Lichtprobleme reizten die kühnen Sucher und brachten ungeahnte Verfeinerungen des Farbensehens. Deutschland selbst hat diese Errungenschaften allerdings mehr vom Ausland übernommen und nachgeschaffen, als neu entwickelt. Um so bezeichnender ist es für deutsches Kunstempfinden, dass gerade von ihm die stärkste und tiefgehendste Reaktion gekommen ist. Man rümpft bei uns jetzt allgemein die Nase über diese „Nichts-als-Techniker“ und meint, zur wahren Kunst gehöre doch mehr. In einem Bilde will man Empfindung, Seele fühlen. Und nicht zuletzt wird das „Litterarische“ in der Malerei als durchaus nicht so zu verketzern, viel eher als ein Postulat hingestellt. Dementsprechend gewinnt die Richtung der „Neu-Idealisten“ oder „Phantasten“ immer mehr Anhänger; auch symbolistische Tendenzen wendet man sich zu.

Diese Aeusserungen, denen man allenthalben begegnet, sind die äusseren Zeichen einer inneren Abkehr vom strengen Naturalismus, die ein allgemeiner Zug der Gegenwart ist. Und es ist nicht zu leugnen, diese Kunst hat in der ersten Zeit die Innenwerthe des Lebens zu sehr zurückgedrängt. Man hat in der Psychologie von der Enge des Bewusstseins gesprochen, die für jedes Individuum nur eine konstante Menge von Vorstellungen aufkommen lasse. Waren also in der naturalistischen Kunst die Sinne ganz hingegeben den Eindrücken der Aussenwelt, und alles Streben auf die Wiedergabe dieser gerichtet, so konnte das nur geschehen auf Kosten der reichen Schätze der Phantasie, die in der Seele schlummerten. Die Kunst bekam den dürren Charakter des technischen Experiments. Heute ist man sich, wie wir sahen, dessen bewusst geworden, und die Reaktion beginnt. Sie verläuft in zwei Richtungen: Man sucht den Naturalismus seelisch zu vertiefen; nicht die Darstellung der Natur ist mehr die Hauptsache, sondern die persönliche Auffassung, die Entfaltung des eigenen Ich an ihr, das sich ja an jedem Objekt der Kunst in gleicher Masse ausleben kann. Bezeichnend ist, dass man die Abendstimmungen bevorzugt. Das brutale Licht des Tages zeigt den sensiblen Naturen

^{*)} Ueber die äussere Geschichte Jung-Berlins in den letzten 10 Jahren giebt Servaes in der „Zeit“ (112—114) eine Skizze, in der am Schluss dieses Moment stark betont wird.

alle Dinge zu sehr in ihrer nackten Wirklichkeit. Der Abend hingegen ist so recht die Zeit für diese stillen Träumer. Da kehren sich die Sinne, von der Last einer allzu-grossen Fülle der äusseren Eindrücke befreit, nach innen. Da flutet ein reiches Phantasieenspiel durch die Seele. In den versinkenden Schattten ahnen sie geheimnisvolle Mächte, und in dem milden Blau, das die Schleier der Nacht über die Dinge breiten, lebt die stille Melancholie, die das Herz der meisten Modernen erfüllt.

Die kraftvolleren Naturen treten der Natur freier, unabhängiger gegenüber. Sie werden zu Phantasten, sie gehen direkt auf die Darstellung dessen, was in ihnen lebt. Sie fliehen die Wirklichkeit, die ihnen gemein scheint. Vor ihrem inneren Auge bauen sie aus den Elementen der Natur, die sie kennen, Farbenharmonien auf, so schön und leuchtend, wie nie ein Auge sie gesehen. Ihnen allen giebt ein gemeinsames Sehnen die treibende Kraft: Die Sehnsucht nach neuer Kunst, nach neuer Schönheit. Doch die Schönheit, die sie suchen, trägt einen illusionären Charakter. Der Traum ist ihr Nährboden, und ihr letzter Ursprung liegt in den unendlichen Tiefen der Menschenseele.

Aber in diesen Entwicklungen liegen auch Ansätze zu Zielen, die weitab von denen der reinen Kunst liegen. Die Deutschen sind wieder in einer besonderen Gefahr, ein fremdes Element in die Malerei hineinzutragen, das in dem „Litterarischen“ am besten gekennzeichnet ist.

Das Grüblerische ist den Künstlern des Volkes, das einen Dürer und einen Klinger hervorbrachte, zu tief eingewurzelt, als dass es sich auf die Dauer hätte zurückdrängen lassen. Klinger selbst, der Meister, fand sich die „Griffelkunst“ als das Feld, auf dem er für die Gebilde seiner Phantasie den freiesten Spielraum hatte, und suchte so dem Zwiespalt, in den ihn seine andrängenden, nach Gestaltung ringenden Ideen mit seiner modernen Auffassung, der Malerei zu bringen drohten, zu entgehen^{*)}. Die Gefahr, die hierin liegt, ist nicht immer vermieden. Oft genug ist das schon wieder eingedrungen, was man vorher so streng aus dem Tempel der reinen Kunst gewiesen, wogegen vor allem die Sezession sich gewandt hatte: die Anekdote im weitesten Sinn. Freilich nicht mehr in Gestalt von Erzählungen, sondern in einer anderen Art von Associationen, die aber auch ausserhalb der rein ästhetischen Wirkung liegen. Die Lillie z. B., die einen

weiten Kreis von Empfindungen symbolisirt, ist schon berüchtigt geworden, namentlich da die Tiefe ihrer Bedeutung meist für die Mangelhaftigkeit der Gestaltung entschädigen sollte. Die echte Kunst verzichtet auf jedes derartige Beiwerk. Sie will sich nur mit den ihr eigenen Mitteln ausdrücken. Sie wendet sich an die Sinne. Wir suchen wohl in dem Werk die Seele des Künstlers, aber nicht auf dem Umweg über den Intellekt, oder indem wir aus Eigenem hinzuthun, worauf es durch anderswoher stammende Associationsgruppen erinnert, sondern wir wollen sie unmittelbar empfinden, wie sie sich in der Bewegung der Linien und in den Farben zum Ausdruck hat bringen könnten.

Die phantastische Richtung brachte auch die von dem Naturalismus so arg vernachlässigte Linie wieder zu ihrem Rechte. Die Wiedergabe der Natur erfordert vor allem eine scharfe Analyse der Farbentöne unter der Einwirkung der Luft; und besonders die impressionistische Technik mit ihrer breitflächigen Behandlung widerstrebt der Linie direkt. Der Phantast hingegen kann auf die Ausdrucksgewalt eines energischen Linienzuges nicht verzichten, will er sein reiches Innenleben in sein Werk hineingeben. Aber auch unter den Naturalisten streben Viele nach einem neuen Linienstil. Eine ganz natürliche Entwicklung führt dazu, die bei allen entwicklungsfähigen Künstlern die gleiche ist. Man sehe sich die ängstlichen Knitterfalten in der Gewandung auf Dürers Frühwerken und den machtvollen Linienzug etwa der Apostelbilder an oder man vergleiche die ersten Landschaften unserer grossen Naturalisten mit ihren jetzigen: es ist überall derselbe Zug nach Vereinfachung, nach der grossen Linie, die in ihrer Einfachheit die grösste Wirkung erzielt — das Prinzip der möglichsten Kraftersparnis herrscht auch hier. So kommen grosse Künstler ganz natürlich zu einem „Stil“. Damit ist aber wieder eine Gefahr gegeben, der viele jungen Künstler auch schon verfallen sind. Stillsirung steht nicht am Anfang der Kunst, wie sie wähnen. Nur wer „inwendig voller Natur“ ist, wer sie beherrscht, kann nach einem persönlichen Stil streben. Der Naturalismus sollte für alle Zeiten den Ausgangspunkt, die Schule der Künstler bilden, ohne ihr Ziel zu sein. Er ist aber heute schon derart „überwunden“, dass Viele nichts mehr von ihm wissen wollen, sondern direkt ihren freien Phantasien nachgehen, so dass oft genug schlimme Unsicherheit in den Elementen der Kunst herrscht.

^{*)} Vgl. Max Klinger, Malerei und Zeichnung, Leipzig 1895.

Das waren etwa die allgemeineren Ergebnisse der Kunstausstellungen in Berlin und München 1896. Das Neue hat sich in diesen zum ersten Mal stark manifestirt. Man nahm insbesondere aus der Münchener Sezessions-Ausstellung den Eindruck mit, als bereite sich eine Zeit der Reife vor. An die Stelle des unruhigen Hin- und Hertastens, des unbefriedigten Suchens, ist ein sicheres Streben nach einem klar erkannten Ziele getreten. Die nächsten Jahre gehören dem Ausbau des Errungenen.

München steht noch immer weitaus an erster Stelle in Deutschland. Von dort her kommen die Fortschritte. Dort ist auch der Sieg der Modernen in diesem Jahre entschieden; denn der Friedensschluss zwischen den Glaspalästrern und den Sezessionisten bedeutet eine Kapitulation der Ersteren. Es ist dies das Ereignis des Jahres, welches das oben geschilderte Vorrücken der Modernen am besten kennzeichnet. Die Sezession wird im kommenden Jahre im Glaspalast ausstellen und ihr stilles Heim, in dem sie vier Jahre hindurch die Eliteausstellungen veranstaltete, ist heute wohl schon abgebrochen. Eine grosse Ueberraschung brachte die Ausstellung der meist in München gebildeten Karlsruher Künstler in Berlin. Die angesehensten unter ihnen haben im Sommer eine Sezession gebildet. Mit einem Schlage haben diese die zweite Stelle in Deutschland eingenommen. Harmonische, abgeklärte Sicherheit war das Zeichen ihres Schaffens. Auch Dresden strebt unter der Führung Kühls rüstig vorwärts. Von Berlin weiss man noch immer nicht recht, was da werden soll. Es fehlt nicht an Kräften, aber es fehlt deren Zusammenfassung - die „Sezession“. Die kleineren Gruppen, „Verein der XI“, „Freie Kunst“, sind gegenüber dem Verein Berliner Künstler für den äusseren Eindruck nicht stark genug, als Repräsentanten des Berliner Schaffens zu gelten. Düsseldorf und Weimar haben auch in diesem Jahre wenig gebracht.

Zwei für die verschiedenen Tendenzen der gegenwärtigen Malerei sehr charakteristische Erscheinungen boten die Separat-Ausstellungen von Anna Costenoble und Melchior Lechter, die gegen Ende des Jahres in Berlin grosses Aufsehen und vielen Streit erregten. Die eine als Vertreterin der „psychologischen“ Richtung, trat mit einem Cyklus von 6 Bildern hervor, die die „Tragödie des Weibes“ darstellten, das, von unwiderstehlicher Leidenschaft getrieben, sich dem Manne hinzugeben, durch eben diese Hingabe ihre Bedeutung

als Individualität verlieren müsse. — Lechters Kunst bedeutet einen Fortschritt für das Gesamtkönnen. Seine Farbe ist unerreicht. Von der Glasmalerei ist er ausgegangen und von ihr hat er die tiefen, glühenden Farbtöne; die moderne Schulung durch die Freilichtmalerei hat in ihm die differenzierte Empfindung für feinste Farbennuancen und ein modernes Harmoniegefühl entwickelt. Von wesentlicher Bedeutung ist der dekorative Zug, der durch alle seine Schöpfungen geht, wie er denn auch direkt für die Gegenstände des Kunstgewerbes gezeichnet hat. Und eine spätere Kunstgeschichte wird Melchior Lechter auch aus einem anderen Grunde nicht übergehen dürfen: Die Sehnsucht nach neuer Schönheit hat in ihm ihren charakteristischsten Ausdruck gefunden.

Dekorative Kunst. In der bildenden Kunst im allgemeinen vollzieht sich gerade in unseren Tagen eine fundamentale Wandlung: Die dekorative Kunst rückt in den Vordergrund des Interesses. Der bisherige Mangel an eigenartig modernen Leistungen auf diesem Gebiet legt vielleicht die letzten Bedingungen für die Gesamtlage der bildenden Kunst in der Gegenwart bloss. Alle starken Epochen der Kunstgeschichte kannten eine Trennung zwischen Kunst und Handwerk, der „hohen“ und der dekorativen Kunst nicht. In letzter Linie war alle bildende Kunst in ihnen dekorativ. Und zwar gab die Architektur den Grundzug und die Bedingungen für alle anderen Künste. Ihren Zwecken mussten sie sich dekorativ unterordnen. — Der Kunst der Gegenwart fehlt diese Einheitlichkeit vollständig, nachdem eine weitgehende Arbeitsteilung Platz gegriffen hat. Der Maler, der Bildhauer wird auf besonderen Akademeien herangebildet. Von einer Unterordnung unter einen anderen Zweck, als den seiner speziellen Kunst weiss er nichts, und auf den dekorativen Künstler, den „Kunsthandwerker“, sieht er mit Verachtung herab. Wie sein Bild in seiner definitiven Umgebung wirken wird, das kümmert den Maler von heute nicht. Das hat gewiss auch seine guten Folgen gehabt, wenigstens für die Malerei. Nur indem hier der Künstler völlig uneingeschränkt seinen materiellen Aufgaben nachgehen konnte, war jene Steigerung der Technik, jene differenzierte und verfeinerte Farbenempfindung zu entwickeln, von der wir oben sprachen. — Dem stehen aber ungeheure Nachtheile gegenüber. Die Malerei selbst hat jede Monumentalität, jede Fähigkeit, grössere dekorative Aufgaben zu bewältigen, durch die uns die früheren Epochen

so gewaltig erscheinen, zu Gunsten des Tafelbildes verloren. Die Plastik entbehrt jeder Stilsicherheit und eine moderne Architektur, von der die übrigen Künste, ihre Gesetze empfangen könnten, giebt es nicht. Darnach versteht es sich von selbst, dass für die Ausschmückung der Gebrauchsgegenstände ein moderner dekorativer Stil bisher noch nicht entwickelt war.

Diese beschämende Erkenntniss bemächtigt sich jetzt breiter Kreise unter den Künstlern, und von allen Seiten her beginnt man einen neuen dekorativen Stil zu entwickeln.

Den Grund für dieses aufkommende Verlangen sieht man gemeinhin in der gesteigerten Sensibilität des Modernen, dessen verfeinerte Sinne die starken Erregungen nicht mehr erträgen, die ihnen eine brutale Farbendisharmonie, eine geschmacklose Dekoration zumutheten. Tiefer geht ein anderes Motiv, das sich als die Konsequenz der heutigen ästhetischen Weltanschauung darstellt. Es ist die letzte Phase in dem Prozess der fortschreitenden Abstraktion von dem anekdotischen Inhalt, die alle Bethätigung in der Kunst als qualitativ gleichwerthig erscheinen lässt. Ob der Künstler ein Bild oder eine Vase oder eine Büste formt, gilt uns gleich. In allen Werken kann er sich dem gesteigerten ästhetischen Empfinden ganz dokumentiren. Nur in der Kraft der künstlerischen Gestaltungsfähigkeit vermögen wir Unterschiede zu erblicken. Dem dekorativen Künstler haftet nicht mehr das Stigma der Inferiorität an; ja die Vorgeschrittensten erblicken in dem objet d'art die eigentliche reine Kunst. Erst auf dem Grunde dieser Anschauungen konnten die grossen Künstler sich diesen Aufgaben zuwenden, wird also eine dekorative Kunst in der Moderne möglich.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sich bald die grosse Masse der Künstler diesen neuen Aufgaben zuwenden; denn bei der erschreckend zunehmenden Ueberproduktion von Werken der „hohen“ Kunst ist ein materieller Zusammenbruch Vielen zu befürchten. Hier fänden sie Gelegenheit zur Bethätigung in überreichem Maasse.

Ein Aufsatz von Meier-Gräfe¹⁾ giebt einen gut orientirenden Ueberblick über die Anfänge auf diesem Gebiet. Der Verfasser unterscheidet zwei Richtungen, die einen verschiedenen Ausgangspunkt haben. Die erste, die psychologisch-dekorative Bewegung, umfasst die Bestrebungen, aus der Kunst dieses

Jahrhunderts heraus zu einem dekorativen Stil zu gelangen. Die realistische Kunst hat bisher nur durch die ausserordentliche Verfeinerung des Farbengeschmacks einen Einfluss auf die Dekorative gewinnen können. Und zwar ist das moderne Plakat, wie es das Ausland besitzt, das reizvollste Ergebniss.

— Eine neue Linie gab diese Strömung dagegen zunächst nicht. Um auch hierzu zu gelangen, bedurfte es des Umwegs über die Alten. So haben wir heute Künstler, Sattler in Deutschland, Shannon und Ricketts in England — die sich mit Bewusstsein in eine Epoche der Vergangenheit versenkt und deren Stil liebevoll mit allen Einzelheiten studirt und zu dem ihrigen gemacht haben. So gross der Respekt vor ihnen sein mag, lebendig kann ihre Kunst nicht sein, weil sie eben in der Vergangenheit ruht. — Eine andere Gruppe von Künstlern, die nach einer neuen Linie ringen, geht auf den Spanier Goya zurück, dessen phantastische Radierungen eine Fundgrube für die dekorative Kunst grössten Stils sind: Vallotton, Munch, Guys, Klünger, Rops, Manet. Vallotton ist der Meister. Er hat die realistische Linie zu einer Vereinfachung getrieben, die kaum zu überbieten ist. Aber bei ihm begegnet auch eine immense Schwierigkeit für diese Richtung: die realistischen Prinzipien und die der rein dekorativen Wirkung stehen einander unversöhnlich im Wege. Vallotton ist zu sehr Psycholog als dass seine Holzschnitte dekorativ vollkommen sein könnten. Aber er giebt für den ganz dekorativen Künstler die reichsten Anregungen. — Unmittelbarer als die realistische, bietet die jetzt emporkommende phantastische Kunst Nutzwert für die Stilbildung. Böcklin hat dadurch, dass er den Zusammenhang zwischen Linie und Farbe so tief erfasst hat wie keiner vor ihm, die grösste Bedeutung für die Dekorative. Thoma geht in gewissem Sinne in dieselbe Richtung. Stuck, v. Hofmann, Greiner schliessen sich den Meistern an.

Die zweite Richtung geht unmittelbar von der Natur aus. Diese Künstler zeichnen, hämmern, fischeln und töpfeln selbst. Sie gehen auf eine neue Natur. Ueberall begegnet man hier dem Einfluss der japanischen Kultur, zum Theil sogar direkten Anregungen. Vor allem aber hat man sich daran gewöhnt, in demselben Geiste zu schaffen wie die Japaner, d. h. unbefangen, durch keine Stiltradition voreingenommen, die Natur zu studiren und aus ihr neue dekorative Prinzipien zu entwickeln. Aus den Linien des Landes, des Baumes und des Blattes, ja aus den erst durch das Mikroskop entdeckten Formen der letzten Elemente ge-

¹⁾ „Dekorative Kunst“ in der Neuen Deutschen Rundschau, VII. Heft 6.

winnt man neue Motive. Die Errungenschaften der modernen Wissenschaft wie der modernen Technik werden benutzt.

In Deutschland sind erst wenige Ansätze vorhanden. Otto Eckmann, der vielseitigste, Köpping als Glasbläser, Obrist mit seinen Stickereien sind bereits bekannter geworden. Th. Th. Heine unterliegt fast dem japanischen Einfluss. In Holland und Dänemark arbeiten eine Reihe junger Künstler in ähnlichem Sinne. Am weitesten ist Frankreich. Der Pariser Salon l'Art nouveau giebt den Mittelpunkt für alle die modernen Bestrebungen ab. Die Töpferei und das Glas wird hier vor allem zu Versuchen benutzt. Die organischste Bewegung scheint die belgische zu sein, die in Brüssel ihren Sitz hat. Was sie so sehr auszeichnet, ist, dass die verschiedenen Künstler planvoll zu einem gemeinsamen Ziele zusammenarbeiten. Ein durchaus moderner Architekt, Horta, ist die Seele der Bewegung. Er ist absoluter Individualist. Je nach der Aufgabe entwirft er seine Pläne, und diese erstrecken sich nicht nur auf das Mauerwerk, sondern auf Alles, was darin steht und hängt, die Möbel, die Tapeten u. s. w. In vollkommener Anpassung an seinen Zweck ist er nicht zu überbieten. Das Kunstgewerbe Englands hat bereits eine längere Geschichte hinter sich und einen fest gegründeten Ruf. Indessen steckt den Engländern der Archaismus zu tief in Blute und enthält zu wenig fortschrittliche Elemente, so dass man keine allzu grossen Hoffnungen darauf setzen kann. Dagegen ist das Land, das die grösste Zukunft hat, in dem alle die heutigen Ansätze sicher einmal zu einem vollen Ergebnis führen werden: Amerika. Es scheint, dass der Mangel an historischen Erinnerungen das Land so stark macht. Tiffany und La Farge haben in ihren Glasfenstern und Vasen bereits das Höchste erreicht. Der Unterschied liegt nicht zuletzt in der ökonomischen Frage. Mehr Geld und ein enormer Spekulationsgeist lassen vor den Herstellungskosten nicht zurückscheuen, und so macht ihre Kunst so recht den Eindruck des Schöpfens aus dem Vollen.

Die Prinzipien der modernen dekorativen Kunst und die Eigenart des dekorativen Stils berührt Meier-Grüfe nicht weiter. Eine Skizzierung der Aufgaben muss uns hier genügen. Schon aus dem oben Ausgeführten geht hervor, dass eine durchgreifende Wiederbelebung von einer neuen Architektur ausgehen müsste, von einem den modernen Bedürfnissen entsprechenden Wohnhaus.

Hieraus würden für die dekorative Malerei und Plastik die entsprechenden Aufgaben entstehen, und ein dekorativer Stil sich ganz naturgemäss entwickeln.

Die Behandlung der kunstgewerblichen Gegenstände steht vor einem schwierigen Problem: die Maschinenarbeit in ihren Kreis einzuordnen. Weite Gebiete hat diese bereits ergriffen und eine verheerende Wirkung ausgeübt. Man hat einfach den Stil der Handarbeit übernommen, d. h. sie vorzutäuschen versucht. Man ist sogar noch weiter gegangen, indem man unedlen Metallen durch Bearbeitung mit der Maschine das Aussehen der edlen zu geben versuchte. Diese Surrogatwaare ist aber der Tod alles Künstlerischen. Es ist natürlich nicht möglich, die Maschinenarbeit aus der kunstgewerblichen Produktion wieder verdrängen zu wollen, ihrer wirtschaftlichen Vortheile wegen; man wird sie vielmehr künstlerisch verwenden müssen. Aus den der Maschinenteknik eigenen Bedingungen heraus muss man neue Stilformen schaffen, die ihren Ursprung nicht verleugnen, sondern dessen Vortheile zeigen. Alle oben ausgeführten Bestrebungen legen den Kunstwerth in die Arbeit, die der einzelne Künstler auf ein einzelnes Kunstwerk verwendet. Soll es sich aber nicht in alle Zukunft um vereinzelte Bestrebungen handeln, so wird man an die Lösung dieser Frage herangehen müssen.

Material, Technik und Zweck des Objekts legen hier aller Stilbildung unausweichliche Bedingungen auf. Was die Alten aus unbewusstem Stilgefühl thaten, das müssen unsere Künstler nach der langen Korruption des Geschmacks mühsam und bewusst wiedererlernen. Gewiss werden hierdurch dem Künstler Beschränkungen auferlegt; aber die grossen Künstler haben es zu allen Zeiten verstanden, gerade durch sie höchste Wirkungen und höchst persönliche Leistungen zu erreichen. Mögen die Modernen sehen, ob sie auch bei der grösseren Komplizierung der Aufgaben es ihnen gleichthun können.

Ein Ende dieser Entwicklungsmöglichkeit ist nicht abzusehen. Der Sozialist sollte vor allem diesen Dingen sein Interesse zuwenden. Er steht hier vor einer entschieden sozialistischen Tendenz in der heute noch fast ausschliesslich auf individualistischen Werthen beruhenden Kunstwelt. K.

AUS DER ZEIT.

Ernst Engel †. Am 8. Dezember 1896 ist fern von der Stätte seines Wirkens Ernst

Engel, der frühere Direktor des Königlich preuss. statist. Bureaus, gestorben, auf seiner Villa in Oberlössnitz bei Dresden, wo er seit seinem im Jahre 1882 erfolgten Ausscheiden aus dem Staatsdienst gelebt. Ernst Engel war, wenn auch vielleicht nicht der bedeutendste, so doch jedenfalls der bekannteste Statistiker, den Deutschland in den letzten Dezentennien gehabt; kein anderer hat so wie er es verstanden, die Statistik populär zu machen, ein Verdienst, das gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann in einer Zeit, wo man auf die Statistik verächtlich herabblickt, als auf etwas, das jeder kann und versteht und mit dem man alles beweisen kann. Schon aus den verschiedenen Phasen im Lebensgange Engels ist die schwierige Stellung ersichtlich, welche die Statistik hatte und auch heute noch hat. Schritt für Schritt musste er kämpfen gegen die Unwissenheit und Stumpfheit der Bureaukratie, gegen die Böswilligkeit der Politiker, welche die Statistik zu der Magd der jeweiligen Regierungsanschauungen erniedrigen mochten. Dies trieb ihn von dem sächsischen statistischen Bureau fort, das er 1850 gegründet und bis 1858 geleitet, ebenso wie vom preussischen, an dessen Spitze er von 1860 bis 1882 gewirkt. Ernst Engel ist nicht, wie die meisten der amtlichen Statistiker von der Jurisprudenz in die Statistik hineingekommen, sondern von der Technik, er brachte deshalb auch etwas mit, was gerade dem Statistiker bei der Vielgestaltigkeit der Anwendungen in ausserordentlicher Weise zu Gute kommt, eine universelle, auch naturwissenschaftliche Bildung und eine eingehende Kenntniss der industriellen Technik. Damit verband er ein geradezu geniales Organisationstalent, das er auch vielfach im Dienste privatwirthschaftlicher Bestrebungen bewiesen hat. In seinen Bestrebungen, die Kenntniss der Methoden und Ergebnisse der Statistik allgemeiner zugänglich zu machen, rief er die Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureaus und das statistische Seminar ins Leben. Besonders in der letztgenannten Schöpfung hat Engel eine ungemein fruchtbringende Thätigkeit entfaltet und eine Reihe glänzender Namen befinden sich unter den Schülern dieses 1862 zuerst wirksam gewordenen Seminars. Freilich mochte die Absicht Engels, diese Pflanzschule der Statistiker nicht nur dem preussischen Beamtenthum, sondern auch der Wissenschaft nutzbar zu machen, oben Anstoss erregen, so dass nach den erlassenen Bestimmungen Leute, die nicht das Assessor-examen gemacht, nur „ausnahmsweise“ zugelassen werden konnten. Diesen bureau-

kratischen Zug, dem selbst Engel nicht entgegengetreten konnte, ist es wohl auch zu danken, dass das Seminar bereits 1878 einging. Auch Engel musste im Jahre 1882 von seiner Stellung weichen. Die Gründe, die ihn bewogen seine Entlassung zu nehmen, sind im Einzelnen nicht bekannt. Wenn man auch vermuthen kann, dass die Berufszählung von 1882 den äusseren Anlass gab, so konnten doch auf die Dauer die inzwischen herrschend gewordenen Anschauungen von den Pflichten eines preussischen Beamten nicht mit den Ansichten Engels harmoniren, der bereits im Jahre 1862 in der Zeitschrift des Königlich preussischen Bureaus, sich gegen die Theorie vom „Wess' Brot ich esse, dess' Lied ich singe“, mit den Worten wenden musste: „Dass ein Regierungsbeamter als solcher weder der Regierung, noch der Herren Minister, noch Sr. Majestät des Königs, sondern sein eigenes Brot isst, das Brot, das er sich durch seines Geistes und seiner Hände Arbeit verdient; . . . dass selbst bei dem Vorhandensein einer wirthschaftlichen Abhängigkeit des Arbeitnehmers von dem Arbeitgeber der erstere doch seine sittliche Selbständigkeit und sein Gewissen nicht mit verkauft, sondern sie zum völlig freien Eigenthum behält.“ Dr. L. B. }

Emil du Bois-Reymond †. Am 26. Dezember 1896 starb der bekannte Berliner Physiologe Emil du Bois-Reymond nach längerem Krankenlager. Mit ihm ist der letzte der vier grossen Physiologen dahin gegangen, Brücke, Helmholtz, Ludwig, du Bois-Reymond, welche die physikalische Richtung in der Medizin vertraten, ihr zur allgemeinen Anerkennung verhalfen und die Lehre von der mystischen Lebenskraft hoffentlich für immer aus der Physiologie entfernten.

Du Bois-Reymond wurde am 7. November 1818 in Berlin geboren. Bereits im Jahre 1841 begann er seine berühmten Untersuchungen über die thierische Elektrizität, die das Werk seines Lebens bildeten. Im Jahre 1843 veröffentlichte er seine ersten Ergebnisse in Poggendorff's Annalen: „Ueber den sogenannten Froeschstrom und die elektromotorischen Fische“. In demselben Jahre wurde er auf Grund der Arbeit: *Quae apud veteres de piscibus electricis extant argumenta* zum Doktor promovirt. Im Zusammenhang sind seine wichtigen Arbeiten in dem zweibändigen Werke: „Untersuchungen über tierische Elektrizität“, Berlin 1848 1884, enthalten.

Ausser seinen physiologischen Arbeiten hat er mehrere rein physikalische Unter-

suchungen auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre angestellt. Wir erwähnen nur seine Arbeiten „Ueber die Elektrolyse hinter einander geschalteter Flüssigkeiten“, „Ueber die Polarisation an der Grenzfläche zweier Flüssigkeiten“, „Ueber die elektromotorische Kraft zwischen Flüssigkeiten“.

Ferner hat er zahlreiche Festreden und Vorträge gehalten; sehr bekannt ist der 1872 gehaltene Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“, worin er dem einseitigen Materialismus sein „Ignorabimus“ zurief. Im übrigen war er gegen die Grossen von übermässiger Servilität. Bekannt ist die Selbstbeschimpfung, die er sich 1870 zufügte, indem er sich wegen seines französischen Namens entschuldigte; ebenso bekannt ist sein Ausspruch, dass die Professoren die geistige Leibgarde der Hohenzollern bilden. Diese und andere Schwächen dieses Mannes können uns nicht hindern, in seinem Tode den Hingang eines der hervorragendsten Vorkämpfer der modernen mechanistisch-materialistischen Weltanschauung zu betrauern, dessen wissenschaftliches Wirken weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bedeutsam geworden ist. ht.

B U E C H E R.

Lino Ferriani: Minderjährige Verbrecher.

(Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie). Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin 1896, Verlag Siegfried Cronbach. 300 und XV. S. Gross 8^o. Preis 8 Mk.

Das Anwachsen des jugendlichen Verbrecherthums hat eine ziemlich umfangreiche Litteratur erzeugt. Die meisten dieser Schriften charakterisiren sich als Tendenzschriften und dürften bald der verdienten Vergessenheit anheimfallen. Die Pflicht eines jeden, der sich mit dieser Frage beschäftigt, ist es vielmehr, die Axt an die Wurzel des Uebel zu legen und die gesellschaftlichen Schäden aufzudecken, gleichviel ob er durch ein so kühnes Vorgehen an irgend einer Stelle Anstoss erregt.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat Ferriani seine Aufgabe erfasst, dessen kriminalistische Erfahrungen in seiner Eigenschaft als Staatsanwalt in Como, in Verbindung mit den Studien von gleichem Streben beseelter Forscher, von grossem Werthe für die Beurtheilung der Verhältnisse sind, denen das jugendliche Verbrecherthum seine Entstehung verdankt. Der Verfasser hat zunächst eingehend das normale und das abnorme Kind studirt; er untersucht die Quellen, denen die verbrecherischen Neigungen der letzteren entspringen und unterzieht die in den ver-

schiedenen Ländern herrschenden Strafgesetze einer sorgfältigen Kritik. Ein grosser Theil seines Werkes ist den verbrecherischen Faktoren gewidmet; ähnlich wie sozialistische Forscher kommt auch Ferriani zu dem Schluss, dass theils abnorme geistige und körperliche Anlagen zu Verbrechen disponiren, theils das soziale Milieu die Kinder dem Verbrechen in die Arme treibt. Der Verfasser hat sich hauptsächlich mit den Kindern der armen Klassen beschäftigt, da die Sprösslinge der anderen Gesellschaftsklassen nur einen schwachen Beitrag zur Kriminalstatistik liefern; aber auch unter ihnen sind schlechte Beispiele zahlreich genug, nur tritt dann die Verderbtheit unter anderen Formen und mit einem Firniss von Zivilisation auf, oder auch der Prozess wird mit Hilfe des allmächtigen Gottes Mammon wieder rückgängig gemacht.

Die Vorschläge des Verfassers zur Verminderung der Verbrechen zerfallen in Strafreformen und in gesellschaftliche Reformen. Ueber letzteren spielt die Frage der Erziehung und des Unterrichts eine grosse Rolle. Es handelt sich für ihn weniger um die Bestrafung jugendlicher Verbrecher, als um ihre Ausscheidung aus der Gesellschaft; Man solle nicht, wie es heute der Fall ist, warten, bis das Kind eine verbrecherische Handlung begangen hat, sondern der Betthätigkeit seiner verbrecherischen Neigungen bei Zeiten vorbeugen. Aus diesem Grunde sei es berechtigt, eine Eheschliessung aller derer zu verhindern, welche voraussichtlich eine entartete, verderbte und verbrecherische Nachkommenschaft in die Welt setzen.

Die von Ferriani angestrebten Reformen sind sehr weitgehender Natur. Ob sie sich aber in der bürgerlichen Gesellschaft durchführen lassen, müssen wir bezweifeln, und — was schwerer ins Gewicht fällt — auch der Verfasser selbst scheint es zu bezweifeln; er weiss, dass solche Reformen — namentlich die Errichtung vernünftiger Erziehungsanstalten — Geld kosten, er weiss aber auch, dass die Bourgeoisie nur ungern für derartige Zwecke namhafte Summen aufbringt. Um aber sein Ziel zu erreichen, will er gern der menschlichen Eitelkeit Rechnung tragen, und den Millionären, die grössere Summen spenden, Titel und Ehrenzeichen verliehen wissen. Man sieht, der Verfasser kennt die Bourgeoisie. Um so mehr ist es zu verwundern, dass er sich nicht auf Grund seiner Erfahrungen von dieser Gesellschaft gänzlich lossagt und zu der Erkenntniss gelangt, dass eine wirkliche und dauernde Beseitigung der Uebelstände in der bürgerlichen Gesellschaft nicht möglich ist.

Die Fülle des thatsächlichen Materials macht das Werk zu einem werthvollen Hilfsmittel für die Erforschung und Beurtheilung unserer sozialen Zustände. P. H.

REVUEN.

Die „Revue de Paris“, das vor drei Jahren gegen die versteinerte „Rev. d. deux mondes“ gegründete Konkurrenzorgan, huldigt in seinem novellistischen Theile einer gewissen anständigen, bourgeoisen Modernität. Die alten „idealistischen“ Krippensetzer sind verbannt, die Werke anerkannter moderner Dichter werden veröffentlicht. Als Vertreter des deutschen Realismus fungirt Sudermann, wonach sich der Grad der Modernität dieser Zeitschrift etwa abschätzen lässt. Ein Zeichen, dass Ibsen nun auch in Frankreich als Welt-dichter anerkannt wird, ist die Veröffentlichung seines letzten Werkes „John Gabriel Borkmann“ in der Revue. C. B.

Zu den vielen anarchistischen Gruppen hat sich mit Beginn dieses Jahres eine neue gesellt, von der man in der Oeffentlichkeit bis jetzt wohl nicht viel vernommen hat. In Budapest erscheint seit Kurzem ein „Organ der idealistischen Anarchisten“, betitelt „Ohne Staat“. Von dem Wesen der neuen Gruppe habe ich, da mir einstweilen nur die zweite Nummer zu Gebote stand, eine klare Vorstellung noch nicht gewinnen können. So viel steht aber fest: die idealistischen Anarchisten haben nichts gemein mit wie immer gearteten reformerischen Gelüsten; das ist in dem Artikel „Reform“ in aller Schärfe erklärt. Gemeint sind in demselben offenbar alle Massnahmen auf gesetzgeberischem Wege. Es ist hier leider nicht unterschieden zwischen der Gesetzgebung als solcher und der (rein politischen) Agitation zur Erreichung derselben. Der Werth der letztern ist freilich sehr zweifelhaft wegen des enormen Verbrauches aller Kräfte, die dem wirtschaftlichen Kampf entzogen werden: dieser Gedankengang dürfte auch so manchem geläufig sein, der vom „idealistischen Anarchismus“ noch nie gehört, wenn freilich ich der Ansicht bin, dass die Ueberzeugung von der Werthlosigkeit oder Zweckmässigkeit der politischen Propaganda uns erst durch eine vollständige Uebersicht über die gegenwärtig herrschenden Faktoren und der Veränderungs-Tendenzen gegeben werden könnte; eine solche mangelt uns aber zur Zeit gänzlich; sie könnte uns nur von einem consequent ausgearbeiteten theoretischen Systeme

kommen, wie es weder ein in undefinirten Allgemeinheiten sich ergehender Dogmatismus, noch eine sogenannte Realpolitik, ein unsicheres Umhertappen von Fall zu Fall darstellt. Die sozialistische Bewegung ist in ein eigenthümliches Stadium gerathen: der erstarrte Epigonen-Marxismus reicht weder ideell noch für eine Aktion aus; die Reaktion dagegen, die von einigen jüngeren Elementen der Partei ausgeht, eine alte Spekulation direkt abweisende nackte Empirie, kann natürlich noch weniger helfen; so ist die Bewegung, mag man es eingestehen wollen oder nicht, auf die Defensive beschränkt und zehrt von früher aufgespeicherten Kräften. Mitterweile aber hat sich die Situation geändert: die Gegner haben Zeit gehabt, die Kampfesweise zu begreifen; die Häupter ihrer Wissenschaft haben die sozialistische Theorie sich zu eigen gemacht, und, wo sie Lücken aufweist, diese wohl erkannt; die Unternehmer haben Solidarität gelernt gegen den gemeinsamen Feind. Und so versager: allmählich die alten Waffen. Eine Unsicherheit beginnt Platz zu greifen; man sucht den Feind nicht mehr auf, man umgeht ihn. Wenn irgend ein Herr Lorenz aus der Partei ausscheidet und die „Motive“ seines „Austritts“ der stauenden Mitwelt kund thut: wie platt, wie ad hoc fabrizirt auch seine „Beweisführung“ war, so scheint man auch diesen „Fall“ nicht sofort abthun zu können. Die erste Entgegnung (in der „Neuen Zeit“) besteht aus scherzhafte[n] Wendungen à la Dorfbarbier und Argumenten zweiter Garnitur, so dass der unbelangene Leser entschieden den Eindruck gewinnen musste, der Autor kämpfe gegen eine überlegene Intelligenz. Kurz: es heisst jetzt, neue Wege zu finden, eine Theorie zu schaffen. Diese wird uns Auskunft geben über das, was zweckmässig, über das, was verwerflich ist.

Von solchen Erwägungen ist der Verfasser jenes Artikels nun sehr weit entfernt. Für ihn liegt die Sache weit einfacher. Alles Uebel kommt vom Staat; die Reformen sind nur für einen Staat berechnet; ergo fort mit allen Reformen.

„Wir haben den Sklaven, der von seinen Herrn die Befreiung verlangt, überwunden, wir haben nichts; mehr zu schaffen mit dem Staat. Die Gefahr für den Staat besteht nicht darin, dass man die von ihm gegebenen Rechte voll und ganz ausnützt, dadurch gewinnt er ja nur eine breitere Basis, sie besteht auch nicht darin, dass man verlangt, dass das Proletariat theilnehmen darf an den politischen Rechten, die der Staat zu vergeben hat, denn dadurch dringt der Staatsgedanke in immer weitere Kreise und gewinnt immer

dabei, da man reformirend ihn zu vervollkommen sucht, an grösserer Macht und Ausdehnung, sondern sie besteht darin, dass man sich über ihn erhebt, und ihn als eine Institution zur Knechtung der Menschen vorurtheilt. Dadurch wird dem Staate der Lebenssaft entzogen und er muss verdorren, wie ein alter morscher Baum. Denn solange man das nicht einsieht und sich an dem Staate theilnimmt, anerkennt man in ihm eine nützliche Institution und räumt ihm das Recht ein, über sich und andere zu herrschen.“ (No. 2, pag. 3.)

Der Staat kann also dadurch radikal vernichtet werden, dass „wir“ ihn verachten. Das scheint ein Glaubenssatz der idealistischen Anarchisten zu sein. Wenigstens ist der Herausgeber des Blattes, Dr. E. H. Schmitt, offenbar derselben Ansicht. In dem Leitartikel „Unsere Revolution“ setzt er zunächst auseinander, dass er keine Revolution im gewöhnlichen Sinne meine, mit Barrikaden und Strassenkämpfen, überhaupt keine Revolution „von unten“, sondern eine „von oben“, d. h. von der Höhe des menschlichen Geistes herab. „So mögen uns dann jene mit den bestialischen Waffen der Büttelgewalt entgegenzutreten wagen, denen andere Argumente fehlen . . . Wir aber werden in ruhiger Majestät der erwachten Menschenwürde den Angriff jener Bedauernswerthen erwarten . . . Und immer werden Wir als Herren zu jenen Menschen sprechen, kraft der Hoheit unseres sittlichen Selbstbewusstseins . . . In den Revolutionen der Vergangenheit haben thierische Gewalten mit einander gerungen. In unserer Revolution wird der Gott das Thier zertreten“. (No. 2, pag. 1.)

Wie er das anstellen wird, darüber erhalten wir keinen Aufschluss. Und das bedauere ich sehr. Denn ich bin keineswegs der Ansicht, dass wir die sogenannten Anarchisten als verschrobene oder in

bürgerlichen Vorurtheilen steckende Köpfe einfach ignoriren sollen, wie dies in unseren Reihen vielfach beliebt ist. Ich glaube, dass man durch ein solches Verfahren so manche tüchtige Kraft verschleucht, die einstweilen sich auf falschem Wege befindet. Dieser falsche Weg ist nicht die Theorie des Anarchismus, die, wie häufig an anderer Stelle hervorgehoben, keinen Gegensatz zur Sozialistischen bildet; er besteht in der Sektirerei, in dem Glauben, dass man durch Einzel-Abspaltung auch nur irgend etwas erreichen könne und nicht vielmehr in einen Zustand verkappter Unthätigkeit herabsinke oder in ein gewöhnliches Litteratenthum, dem das Schreiben nicht zur Erfüllung einer bestimmten Aufgabe dient, sondern Selbstzweck geworden ist.

Und diesem Ziele scheinen sich nach jenen Proben auch die idealistischen Anarchisten zu nähern; es scheint mir daher nicht, dass sie dazu berechtigt sind, von sich zu sagen: „Mit unserem Erscheinen ist eine Veränderung in der Arbeiterbewegung eingetreten“. Die Arbeiterbewegung hat noch ganz andere Dinge erlebt, ohne eine „Veränderung“ zu erfahren.

Vielleicht aber ringen sie sich auch durch zu der Erkenntniss, dass mit individueller Phraseologie und prophetischer Geberde noch nichts gethan ist. Die paar Worte über die Bedeutung der gewerkschaftlichen Organisation in einem Artikel von Franz Oprendek lassen diese Hoffnung zu. Warten wir das Weitere ab.

Hinzufügen will ich noch, dass das Verständniss der Aufsätze in „Ohne Staat“ sehr erschwert wird durch eine geradezu ungläubliche grammatikalische Eigenart, die offenbar dem Setzer zuzuschreiben ist. Eine rücksichtslos vorgehende Korrektur wäre hier sehr zu empfehlen. C.

(Die weiteren Revuen mussten Raummangel wegen für das nächste Heft zurückgestellt werden.)

Bibliographie.

Bibliographie des Sozialismus für das Jahr 1896.

(Ergänzung der Bibliographie im „Sozialistischen Akademiker“, II. Jahrgang, No. 12, pag. 788 ff.)

In deutscher Sprache.

- Arbeiter-Elend, Das, in der Konfektions-Industrie vor dem deutschen Reichstage. 8. 48 S. Berlin, Buchhandlung des Vorwärts. (—, 10 M.)
- Arbeitseinstellungen, die, im Gewerbebetriebe in Oesterreich während des Jahres 1894. Herausg. vom statist. Departement im K. K. Handelsministerium. 8. 128 S. Wien, A. Holder. (1,10 M.)

- Berner, E. Das rothe Einmaleins oder so leben wir! Ein soziales Bilderbuch. 2. Aufl. 12. Wien, Jg. Brandt. 63 S. (—, 20 M.)
- Blümel, Ernst. Die Kommune von Paris. (18. März bis 29. Mai 1871.) Ein Erinnerungs- und Warnungsbild für das deutsche Volk. 8. III, 163 S. Eisleben, Christl. Verein. Geb. in Halbleinw. (—, 80 M.)
- Böhmer, Gst. Ethische Essays. IV. Die Stellung der deutschen Gesinnung zur sozialen Frage. 8. VII, 107 S. München, F. Bassermann. (1,80 M.)
- v. Buch, Leo. Ueber die Elemente der politischen Oekonomie. I. Th. Intensität der Arbeit, Werth und Preis der Waaren. 8. V, 240 S. Leipzig, 1896. Duncker & Humblot. Mit 1 graph. Tafel. (4. M.)
- Calwer, R. Einführung in den Sozialismus. 8. Leipzig, G. Wigand. X, 232 S. (3,50 M.)
- Dieckmann, Dr. Aug. Der evangelisch-soziale Kongress in Erfurt. 8. 64 S. Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriften-Vereins. (1,20 M.)
- Derselbe. Warum gründen wir katholische Arbeitervereine? 16. 32 S. Stuttgart, Verlag des „Deutschen Volksblatts“. (—, 20 M.)
- Dodel, A. Aus Leben und Wissenschaft. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. 22 Lfgn. 8. Stuttgart, Dietz. (à —, 20 M.)
- Egidy, M. v. Beseitigung der Klassegegensätze. 8. 16 S. Hannover, A. Sponholtz. (—, 40 M.)
- Eichner, W. Ein polnischer Pastor. Ein christlich-sozialer Roman. 8. Gr.-Lichterfelde, Heichen. 220 S. (3 M.)
- Felix, Ludwig. Entwicklungsgeschichte des Eigenthums unter kulturgeschichtlichem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte. IV. Theil, 1. Hälfte. Der Einfluss von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigenthums. 8. X, 504 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (9,60 M.)
- Franke, J. H. (H. Wortmann). Die Grundbedingungen einer höheren sittlichen Staats- und Gesellschaftsordnung. (In 5–6 Hefen.) 1. Heft. 8. 32 S. Zürich und Säckingen, H. Wortmann. (—, 75 M.)
- Frankenstein, Doc. Dr. Kuno. Der Arbeiterschutz, seine Theorie und Politik. 8. X, 384 S. Leipzig, C. L. Hirschfeld. (11 M.)
- Hannich, Jos. Bauern merkt auf! 8. 27 S. Steinschönau. Wien, I. Wiener Volksbuchhandlung. (—, 10 M.)
- Harnack, Prof. D. Adolf und Hans Delbrück. Evangelisch-Sozial. 8. 127 S. Berlin, H. Walther. (1 M.)
- Hickmann, Ernst. Arme und Sozialismus. 8. 39 S. Warmbrunn, M. Leipelt. (—, 75 M.)
- Hilty, Prof. Dr. Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine. 8. 40 S. Berlin, A. Siebert. (1 M.)
- Hirsch, Max. Die Entwicklung der Arbeiter-Berufsvereine in Grossbritannien und Deutschland. 8. IV, 76 S. Berlin, H. Bahr's Buchhandlung. (1,50 M.)
- Hoffmann, J. Der Adel des Geistes und der Geburt. Klerikalismus und Sozialismus. Gedanken an Grabe. 3 Aufsätze. 8. 32 S. Leipzig, O. Mutze in Komm. (—, 60 M.)
- Hofgängerleben in Mecklenburg. Selbsterlebtes und Selbsterschautes von einem Berliner Arbeitslosen. Mit einem Vorwort von A. Bebel. 8. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 39 S. (—, 25 M.)
- Holz, A. Sozialaristokraten. Zeitschilderung in dramatischer Form. 8. 112 S. Rudolstadt, Mänicke & Jahn. (2 M.)
- Hughes, Hugh Price, M. A. Soziales Christenthum. Deutsch von Dr. Rob. v. Zwingmann und Karl Krause. 2. (Titel-)Aufl. 8. XIV, 202 S. Leipzig (1895). R. Werther. (3,50 M.)
- In Freien Stunden. Wochenschrift. Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk. Jahrgang I. 1897. 52 Hefte. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. (à —, 10 M.)
- Jacobiner und Sozialdemokraten. 8. 19 S. Vlg. des christl. Zeitschriftenvereins. (—, 50 M.)
- Kindermann, Priv.-Doc. Dr. Cari. Zur organischen Gütervertheilung. II. Die Glasarbeiter Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer allgemeinen materiellen Lage. 8. IX, 304 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (6,80 M.)
- Kötzsche, H. Mein Prozess mit dem Freiherrn von Stumm. 8. Erfurt, Wellendorf. 26 S. (—, 50 M.)
- Kowalewska, S. Jugenderinnerungen. Aus dem Russischen von L. Flachs-Fokschaneanu. 8. VIII, 205 S. Berlin, S. Fischer. (3 M.)
- Lange, F. Sozialdemokratie oder Nationaldemokratie? 8. 18 S. Berlin, Moedebeck. (—, 50 M.)
- Lorenz, M. Die marxistische Sozialdemokratie. 8. Leipzig, G. Wigand. X, 229 S. (3,50 M.)

- Nathusius, Prof. Dr. Martin v. Was ist christlicher Sozialismus? 8. 48 S. Berlin, Reuther & Reichard. (M. —,60.)
- Naumann, Pfr. F. Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine. Entgegnung auf Prof. Dr. Hilty's gleichnamigen Vortrag. 8. 37 S. Bern, A. Siebert. (—,75 M.)
- Derselbe. Was heisst Christlich-Sozial? Gesammelte Aufsätze. I. und 2. Heft. IV, 98 S. und IV, 122 S. Leipzig, A. Deichert Nachf. (3,20 M.)
- Olberg, Oda. Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion. 8. 94 S. Leipzig, F. W. Grunow. (1 M.)
- Otto, Berth. Der Umsturz. 8. VIII, 220 S. Leipzig, A. Warnecke. (2,50 M.)
- Pap, J. Die Studentenschaft und die soziale Frage. 12. 48 S. Leipzig, Meyer. (—,40 M.)
- Pefers, R. Der Glaube an die Menschheit. 8. Stuttgart, Dietz. 1896. (2 M.)
- Petsch, Heinr. Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung. I. Theil: Einige Grundwahrheiten der christlichen Gesellschaftslehre. 1. Hälfte, Schluss. 8. III und S. 195—392. (1,60 Mk.)
- Dasselbe. 2. Hälfte. 8. IX und S. 393—732. (2,80 M.)
- Picot, Gev. Der Kampf wider den Umsturz. Aus dem Französischen von E. Goldbeck. 8. 62 S. Berlin, Füssinger. (1 M.)
- Rae, J. Der Achtstunden-Arbeitstag. Aus dem Englischen von J. Borchardt. IX, 280 S. Weimar, Felber. (5 M.)
- Raunig, Secr. A. G. Die Arbeiterbewegung in Neunkirchen oder der sogenannte Generalstrike in Neunkirchen. 8. 141 S. Wien, G. Szelinski. (1,60 M.)
- Schorr, S. Zur Theorie des Zukunftstaates. 8. 42 S. Wien, Verlag der „Deutschen Worte“. (1 M.)
- Schubert-Soldern, R. v. Das menschliche Glück und die soziale Frage. 8. XXXIV, 351 S. Tübingen, Laupp. (7,60 M.)
- Sohm, R. Die sozialen Pflichten der Gebildeten. 4. Aufl. 8. 17 S. Leipzig, Werther. (—,20 M.)
- Sombart, W. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. 8. IV, 143 S. Jena, Fischer. (2 M.)
- Stahmhammer J. Bibliographie der Sozial-Politik. 8. IV, 648 S. Jena, Fischer. (18 M.)
- Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Grossindustrie. IV. Band. Königreich Preussen. II. Theil. 8. XIV, 562 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (12 M.)
- Verkauf, Dr. Leo. Sozialreform in Oesterreich. 8. 32 S. Wien, I. Wiener Volksbuchh. (J. Brand). (—,20 M.)
- Volks-Lexikon. Nachschlagebuch für sämtliche Wissenszweige mit besond. Berücksichtigung der Arbeiter-Gesetzgebung, Gesundheitspflege, Handelswissenschaften, Sozial-Politik. Nebst Generalregister. Unter Mitwirkung von Fachschriftstellern. Herausg. von Emanuel Wurm. 45—53. Heft. (2. Bd. S. 1099—1279, Reg. 83 S. und 3. Bd. S. 1—96.) Gr. 8. Nürnberg, Wörlein & Co. (à —,20 M.)
- Was die Umstürzler wollen! 12. 48 S. Wien, Jg. Brandt. (—,10)
- Werner, Pfr. Jul. Soziales Christenthum. 2. (Titel-)Aufl. 8. VII, 223 S. Dessau 1894, P. Baumann. (3 M.)
- Derselbe. Deutsch-Konservativ und Christlich-Sozial. Vortrag. 8. 15 S. Frankfurt a. M., K. Brechert. (—,20).
- Wright, Henry. Soziale Briefe an Schutze und Genossen. Aus dem Engl. des Rob. Blatchford übersetzt und für deutsche Verhältnisse bearb. von W. 8. XII, 228 S. Leipzig, R. Werther. (1 M.)
- Zeitfragen. Herausgegeben vom Vaterlands-Verein. Heft 3, 5, 7. Gr. 8. Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriften-Vereins. (à —,50 M.)
3. Heft: Die „Wissenschaft“ der Sozialdemokratie, 35 S. 5. Heft: Die sozialdemokratische Partei-Literatur, 76 S. 7. Heft: Die kommunistische Gesellschaft. Von O. Hammann. 2. Aufl. 80 S.

In englischer Sprache.

- Wrixson, H. Sozialism. Notes of a political tour. 4. London, Macmillan. (12,6 sh.)

In französischer Sprache.

- Castelein, A. Le socialisme et le droit de propriété. 8. Paris, Retaux. (7,— fr.)
- Huret, J. Enquête s. la question sociale en Europe. 16. Paris, Perrin. (3,50 fr.)
- Marx, K. Misère de la philosophie. 18. 292 S. Paris, Giard et Brière. (3,50 fr.)

- North, P. Projets de réformé sociale. 8. 38 p. Nice, libr. „le petit poète“. (1,50 fr.)
 Rousiers, P. de. Le trade-unionisme en Angleterre. 18. Paris, Colin. XI, 360 p. (4 fr.)
 Vérité (la). Sur la démocratie socialiste allemande. 16. 8 p. Lille, Lagrange. (—,20 fr.)

In italienischer Sprache.

- Amicis, E. de. Socialismo et patria. 8. Milano, Monti. (—,10 L.)
 Barbato, N. Il socialismo difeso al tribunale di guerra. 16. 20 p. Torino. Foa e Sacerdote. (—,05 L.)
 Biraghi, Gius. Socialismo. Milano, 1896. 8. XV, 285 p. (3 L.)
 Buono, L. La scuola e il socialismo in Italia. 8. 30 p. Napoli, tip. Tramontano.
 Callegari, E. La legislazione sociale di Cajo Gracco. Padova, 1896. 8. 146 p. (3,50 L.)
 Carlantonio, B. T. Vangelo e socialismo. 16. 20 p. Torino, Foa e Sacerdote. (—,05 L.)
 Chiaudano, P. Spencer ed il socialismo. 8. 15 p. Milano, Ghezzi. (—,05 L.)
 Ciacchi, E. L'organizzazione di mestiere e l'organizzazione socialista politica. 3. ed. 16. 13 p. Colle d' Elsa, Meoni. (—,05 L.)
 Cammarferri-Scurti, S. Il problema agrario siciliano e la nazionalizzazione della terra I. 16. 20 p. Milano, Critica sociale. (—,15 L.)
 Cristofoli, F. A. Cattolicismo politico e sociale. 8. 70 p. Venezia, Draghi. (1,50 L.)
 Ferrari, C. La nazionalità e la vita sociale. Palermo 1896. 16. VII, 385 p. (3 M.)
 Ferri, E. La tattica del partito socialista italiano. 8. 10 p. Firenze, tip. cooperativa.
 Fiamingo, G. Il protezionismo sociale contemporaneo. Torino, 1896. 8. 326 p. (4 L.)
 Gnocchi-Viani, O. L'evoluzione economica del proletario. 16. 14 p. Genova, Marsano.
 Gotta, C. La scienza e il socialismo. 1—3. 16. 48 p. Torino. (—,— L.)
 Gracco, C. La Legislazione sociale. Padua, 1896. 8. 146 p. (3,50 L.)
 Levêque, J. Il piccolo catechismo socialista. 3. ed. 24. 15 p. Milano, tip. d. operai. (—,05 L.)
 Lo Savio, V. La economia sociale. Vol. 1, Torino, 1897. 8. X, 420 p. (7 L.)
 Magri, F. Reati contro la proprietà. Livorno, 1896. 8. XV, 210 p. (4 L.)
 Martuscelli, Ant. Questioni agrarie-sociali. Napoli, 1895. 16. 214 p. (2,50 L.)
 Novaro, A. In guardia! 16. 15 p. Fed. soc. lig.
 Raimondo, O. La conquista del comune. 16. 28 p. Genova, fed. soc. lig. (—,05 L.)
 Raul. La scuola e il socialismo. 16. 18 p. Massa Marittima, Minucci. (—,15 L.)
 Rinaldi, Ant. Le terre pubbliche e la questione sociale. Roma, 1896. 8. 639 p. (10 L.)
 Sambucco, C. Obiezioni al socialismo. 16. 52 p. Torino, foa e Sacerdote. (—,15 L.)
 Soderini, Ed. Socialismo e cattolicismo. Con documenti. Roma, 1896. 16. XIII, 699, CXCXVII p. (6 M.)

In russischer Sprache.

- Денъ, В. Къ учению о цѣнности. Три очерка: А Смитъ, Д. Рикардо и Родбертусъ-Яковъ. St. Petersburg, 1895. 8. 219, IV pp. (5 M.)
 Den W. Zur Lehre über den Werth. Drei Skizzen: A. Smith, D. Riccardo, Rodbertus-Jagetzow.

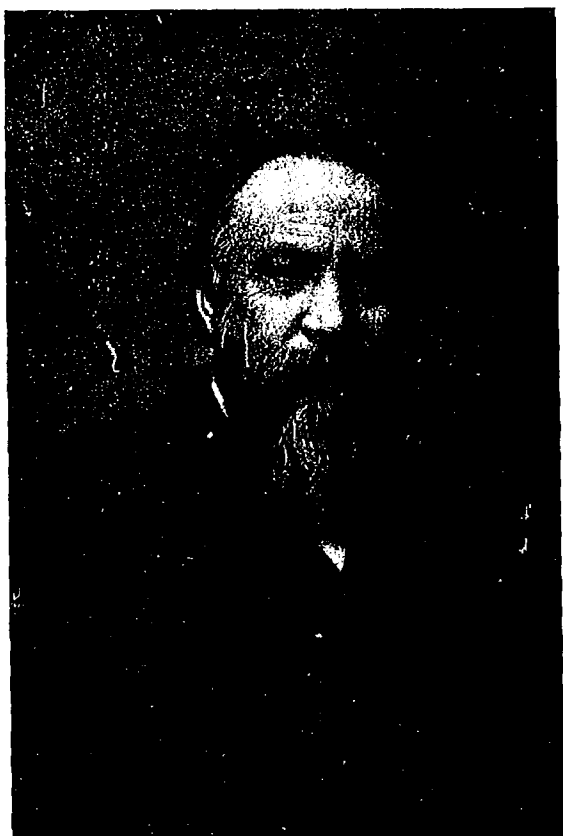
In tschechischer Sprache.

- Vrba, Rdf. Otázka zemedelska. Uvahy o zachování stavu rolnického. Prag, 1896.
 Fr. Rívnác. 8. 192 pp. (3 M.)
 Die Agrarfrage. Betrachtungen über die Erhaltung des Bauernstandes.

In ungarischer Sprache.

- Balogh, Arth. A társadalmi forradalom. (Ar anarkizmus.) Budapest, 1895. 1. Boros. 8. 110 pp. (80 Pf.)
 Die soziale Revolution.
 Gaal, Jenő. Társadalmi béke a közzgazdasági patriarchalismus alapján. Budapest, 1896.
 Pallas. 8. IV, 301 pp. (6,25 M.)
 Der soziale Friede auf Grund eines staatswirthschaftlichen Patriarchalismus.





BENOÎT MALON.